

«Niemand wagt es, das Übel an der Wurzel zu packen und den Zugang zu Waffen zu beschränken.»

rejeanne zu «Die Lehre aus Aurora?», tageswoche.ch/+azdai

TagesWoche

Zeitung aus Basel

tageswoche.ch

Region

«Rheinhattan» wirft kritische Fragen auf

Das Hochhausprojekt auf der Basler Klybeckinsel bereitet Anwohnern Sorgen. Sie haben Angst vor steigenden Mietzinsen und befürchten, aus dem Quartier verdrängt zu werden, Seite 16

Schweiz

Kulturkampf im Bergell

Im Tal der Giacomettis gehen die Wogen hoch. Ein Teil der Bevölkerung möchte die Künstlerdynastie besser vermarkten und Touristen anlocken. Das passt nicht allen, Seite 24

Interview

«Wir sind keine Sozialromantiker»

Die Basler Integrationsbeauftragte Nicole von Jacobs über die Probleme von Expats, Panikmache gegen Ausländer und ihr Befinden nach einem Jahr im Amt, Seite 28

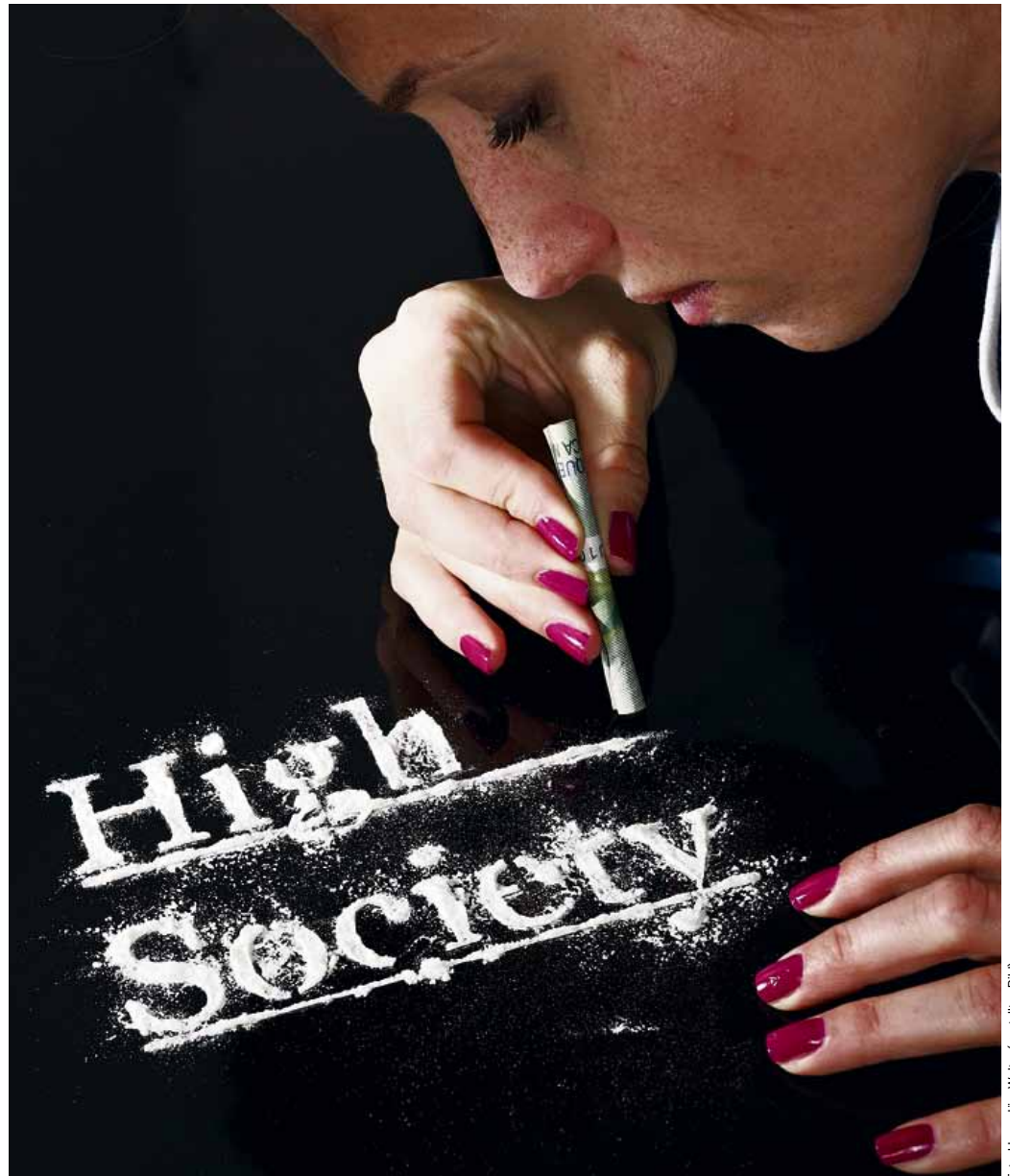


Foto: Hans-Jörg Walter (gestelltes Bild)

Ein Volk auf Drogen

20 Jahre nach dem Ende der offenen Drogenszene auf dem Platzspitz werden mehr Rauschmittel konsumiert denn je, Seite 6

TagesWoche
Zeitung aus Basel
Gerbergasse 30
4001 Basel
Tel. 061 561 61 61



30

Musik. Immer. Und überall.

Erleben Sie Spitzenklang aus einem kleinem Lautsprecher,
der sich kabellos mit Ihrem Smartphone oder anderen
Bluetooth Geräten verbindet.



ab sofort bei uns erhältlich!

BOSE[®]
Better sound through research[®]

Ingenodata AG
Ihr Applehändler vor Ort

INGENODATA



www.ingenodata.ch
sales@ingenodata.ch

0848 366 111

Basel
Güterstrasse 133

Basel
Barfüsserplatz 20

Baden
Weite Gasse 32

Olten
Hauptgasse 23

Unser täglicher Rausch

von Remo Leupin, Co-Redaktionsleiter

Es musste so weit kommen: Auch die 99. Ausgabe der Tour de France hat einen Dopingfall. Vor ein paar Tagen ist der luxemburgische Radprofi Fränk Schleck sowohl in der A- wie in der B-Probe positiv auf das Diuretikum Xipamid getestet worden. Der Stoff hat keine direkte leistungssteigernde Wirkung, kann aber zur Verschleierung von Dopingsubstanzen benutzt werden.

Doch egal, ob Schleck gedopt hat oder nicht – denkwürdig an diesem Fall ist ohnehin etwas anderes: Er hat kaum Wellen geschlagen. Noch vor wenigen Jahren hätte Ähnliches reflexartig zu Empörung und zur Aufforderung geführt, endlich wirksame Massnahmen gegen Sportdrogen zu ergreifen.

Sind wir schon so sehr gegen Missbräuche im Sport abgehärtet? Oder ist der Konsum von Aufputzmitteln und Drogen aller Art in unserer Gesellschaft so normal geworden, dass sich kritische Fragen erübrigen?

Für Letzteres sprechen die Ergebnisse des diesjährigen UNO-Weltdrogenreports. Trotz massiver Aufwendungen in der Suchtmittel-

prophylaxe ist der Drogenkonsum nicht zurückgegangen. Auch in der Schweiz nicht.

Rund 20 Jahre nach Räumung der offenen Drogenszenen am Zürcher Platzspitz und Lettensteg sind zwar die sichtbaren Formen der Verelendung durch Drogen verschwunden und der Heroinverbrauch, in den 1980er-Jahren Problemnummer 1, ist rückläufig. Zugenommen hat aber der Konsum von synthetischen Partydrogen und Kokain.

Neusten Schätzungen zufolge schnupfen hierzulande rund 100 000 Menschen regelmässig Koks. Anhand des sichergestellten Kokains gehen die Behörden davon aus, dass der Verbrauch in der Schweiz zwischen 3,7 und 5,3 Tonnen pro Jahr liege – Tendenz steigend, wie Roger Flury von der Bundeskriminalpolizei gegenüber dem «Beobachter» erklärte.

Dani Winter ist in unserer Titelgeschichte den jüngsten Entwicklungen auf den Grund gegangen. Sein Fazit: Wir Schweizer sind ein Volk auf Drogen. Für jede Lebenslage gibt es die passende Substanz – und wir greifen gerne zu. [✉ tageswoche.ch/+azetm](mailto:tageswoche.ch/+azetm)



Remo Leupin

Die berauschte Gesellschaft

Lesen Sie die Titelgeschichte ab Seite 6 – und diskutieren Sie mit auf tageswoche.ch

Gesehen

von Tom Künzli

SCHÖN AUFFASSEN, DASS
JETZT KEIN MIST VERZAPFT WIRD!!



Tom Künzli

ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 37-Jährige wohnt in Bern.

tageswoche.ch

Aktuell im Netz

Lesen Sie uns auch online:

Die TagesWoche berichtet täglich aktuell im Web. Das sind unsere Online-Schwerpunkte der kommenden Tage:

Sommer-Slam, Teil 5:

Fünf Begriffe verarbeiten Slam-Poeten in unserer Sommerserie zu Texten.

Als Nächster ist der deutsche Autor Linus Volkman an der Reihe. Was er aus «Haschisch», «Tollwut», «Rollschuhe», «China-Dreck», «Scharmützel» macht, sehen und lesen Sie auf tageswoche.ch.

Schlag den a) GC, b) Raz:

Der FCB spielt in der dritten Super-League-Runde am Samstag gegen GC. Gleichzeitig geht auch unser Tippspiel «Schlag den Raz» in die dritte Runde. Mitmachen ist immer noch möglich. www.kicktipp.de/tageswoche

Konzerte hier und dort:

Volles Musikprogramm beidseits der Grenze: In Basel stehen die nächsten Floss-Konzerte auf dem Programm (Sa: Giacun Schmid, Mo: Saint Etienne),

in Lörrach geht das Stimmen Festival weiter. Kritiken lesen Sie im Kulturteil auf unserer Website: www.tageswoche.ch/kultur

Olympiaticker auf tageswoche.ch:

Die Olympischen Spiele in London haben offiziell begonnen. Um Sie gut zu informieren, ohne Sie mit Meldungen zu übersättigen, haben wir einen separaten Olympiaticker eingerichtet. Darin finden Sie alles Wichtige zu Olympia und den Schweizer Teilnehmenden.

Das grüne Dreieck markiert Beiträge aus der Web-Community und lädt Sie ein, sich einzumischen. Sie können das via die Webadresse am Ende jedes Artikels tun.

Gefordert: Paul Castle

Paul Castle

wird an den Olympischen Spielen in London die Ruderrennen für jene Zuschauer kommentieren, die live vor Ort sind. Als Ruderer ist der im Baselbiet lebende Brite beim Ruderclub Grenzach aktiv.



Foto: Nils Fisch

Er wird vor allem als Stimme in London präsent sein. Was eigentlich schade ist. Denn die Kleidervorschriften, die Paul Castle für seine Arbeit an den Olympischen Spielen erhalten hat, versprechen auch optisch viel. Er solle bitte die eigene Garderobe nach London mitbringen, wurde dem 49-Jährigen mitgeteilt. Stil: english eccentric meets urban streetwear. «Ich werde also als Mischung aus Mr. Bean und Snoop Dogg auftreten», sagt Castle.

Das stimmt natürlich nicht ganz. Aber der Satz steht für jenen britischen Humor, den der in Oberwil lebende Engländer im richtigen Mass besitzt. Er wird ihm in London helfen. Dorthin reist Castle als eine Art Kurzgeschichtenteller. Er kommentiert die Ruderrennen für jene, die die Wettkämpfe vor Ort verfolgen. «Mehr als sieben Minuten bleiben mir nicht für meine Erzählungen.»

Paul Castle wird gebraucht, weil Rudern nicht der zuschauerfreundlichste Sport ist. Wer auf Höhe des Ziels sitzt, erlebt die ersten 1500 von 2000 Metern nur via Bilder auf der Grossleinwand – und dank den Kommentaren von Castle und seinen Kollegen. So sind es ihre Informationen, die das Rennen auch für Laien verständlich machen.

Auf unkundige Zuschauer wird er in London häufiger treffen als im Weltcup, an dem Castle seit 1994 ebenfalls kommentiert. Das sagt ihm die Erfahrung aus den Spielen von Sydney, Athen und Peking: «An den Spielen wollte die Mehrheit der Zuschauer vielleicht zum Trampolinspringen und hat dann Rudertickets erhalten. Also darf ich nicht dauernd mit Fachausdrücken um mich werfen.»

Eher wird er Anekdoten erzählen, Geschichten aus dem Startraum: «Immer fair und neutral.» Und doch mit dem nötigen Schalk. So wie beim Weltcup in München, als ein Ruderer ins Wasser fiel und Castle trocken auf ein Schild am Ufer verwies: «Freistaat Bayern – baden verboten.»

Wie es sich für jemanden aus Cambridge gehört, rudert der Kommunikationschef der Syngenta-Stiftung für Nachhaltige Landwirtschaft selbst, beim Ruderclub Grenzach. Genau deswegen sind diese Spiele für ihn ganz besondere. Mit Simon Niepmann sitzt nämlich im Leichtgewichts-Vierer der Schweiz ein Athlet, der seine erste Ruderstunde bei ihm in Grenzach nahm. Bei Niepmanns Rennen werden darum nicht nur Castles Kopf und Stimme gefordert sein: «Da fährt mein Herz mit.» Florian Raz

► tageswoche.ch/+ayzxe

WOCHENTHEMA



Drogenkonsum ist alltäglich geworden

Die offenen Drogenszenen sind aus dem Strassenbild verschwunden – die Drogen aber nicht: Der Konsum von Rauschmitteln ist alltäglich geworden, Seite 6

INTERVIEW

TagesWoche: Viele haben Angst vor Zuwanderern. Wie reagieren Sie auf diese Ängste?

Nicole von Jacobs: Diese Angst vor Ausländern beruht nicht auf Zahlen und Fakten, sie wird gezielt geschürt.

TagesWoche: Warum gelingt es Ihnen nicht, diesen Ängsten etwa entgegenzusetzen?

von Jacobs: Das versuche ich zum Beispiel jetzt, indem ich Ihnen sage, wie sich die Sachlage verhält. Es ist eben nicht so, dass die Zuwanderer den Einheimischen Arbeitsplätze wegnehmen. Auch sind sie nicht für die Wohnungspreise verantwortlich.

Das ganze Interview mit der Basler Integrationsbeauftragten Nicole von Jacobs ab Seite 28



REGION

Auch das noch

Der Birschöpli-Wirt macht mit SVP-Kaffeetassen Wahlkampf 15

Malenas Welt

Es gibt eine Alternative zur Postkarte – schreiben Sie PSMS! 15

«Rheinhattan» löst Ängste aus

Anwohner befürchten, aus dem Quartier vertrieben zu werden 16

Paparazzo wider Willen

Amateur Edgar Gilgen schoss Fotos, von denen Paparazzi nur träumen können 18

Im Dorf der Widerständler

Alle Hersberger stimmten 1969 gegen die Fusion beider Basel – sie bleiben dabei 20

Alle wollen Kultur, keiner will zahlen, Seite 47

SCHWEIZ

Alberto Giacometti sorgt für Zwist im Bergell

Das geplante «Centro Giacometti» treibt einen Keil zwischen die Talbewohner 24

INTERNATIONAL

Auf den Spuren der 'Ndrangheta

In Kalabrien wächst der Widerstand gegen die organisierte Kriminalität 32

DIALOG

Wochendebatte: Ist Gratskultur ein Modell mit Zukunft?

Cedric Meury, Piratenpartei, gegen Sebastian Kölliker, Jugendkulturfestival Basel 36

Gastkommentar

Die Philosophin Martina Bernasconi über Basler Kultur als Wahlkampfthema 37

Bildstoff

Der Genfer Fotograf Fred Merz inszeniert die düstere Seite von Rio de Janeiro 38

SPORT

Olympia I: Der Weltmeister vom Drive-In

Der britische Ausnahme-Hürdenläufer Dai Greene – ein Porträt 40

Olympia II: Manipulierte Stars

Ivan Ergic über politisch indoktrinierte Profisportler 42

Olympia III: Allein in Stockholm

Julius Wagner war der einzige Schweizer Olympionike von 1912 43

KULTUR

Aktion «an deiner statt»

Zum 1. August geben Schweizer Autoren Flüchtlingen eine Stimme 48

DIALOG

Stimmen aus der Community

«Fragen zu einem subventionierten Grossanlass gehören für mich beantwortet.»

Timon Christen zu «Tattoo: Private Gewinne, unbezahlte Arbeit», tageswoche.ch/+aybfz

«Wir haben anderes bei der Integration zu bewältigen, als Expats Deutsch beizubringen.»

Chriss Graf zu «Keine Deutschkurs-Pflicht für Expats», tageswoche.ch/+ayvgv

KULTUR



Die Erfolgsformel des

Fluttermanns: Alle lieben ihn. Doch was macht Batman attraktiver als andere Superhelden, zum Beispiel Superman? Seite 44

AGENDA

Wochenstopp: Die Berner Kummerbuben haben sich vom Landi-Stil emanzipiert und schreiben eigene Lieder – eine Wohltat fürs Ohr, Seite 49

Kultwerk: Er verzauberte Kinder wie Eltern – jetzt wird der Zauberlehrling Harry Potter 15 Jahre alt, Seite 53

Wochenendlich in Innsbruck: In der Alpenstadt bilden Kaiserzeitprunk, Unileben und Bergsport ein zauberhaftes Ganzes, Seite 54

Impressum, Seite 35

Bestattungen, Seite 22



Die berauschte

Zwanzig Jahre nach dem Platzspitz sind Drogen kein Thema mehr. Verschwunden sind sie aber nicht – sie sind Teil unseres Alltags geworden.

Von Dani Winter



Das Arsenal des täglichen Rausches: Heroin, Opium, Kokain, LSD, Psilocybin, Ecstasy, Marihuana und Haschisch (Spalten von links nach rechts).

Fotos: Staatsanwaltschaft Basel-Stadt, Drogenberatungsstellen

Gesellschaft

Ob «Nordstern» oder «Borderline», auf dem «Schiff» oder an der After-Hour-Party im «Saxophon» – der Besuch einer gewöhnlichen Basler Party-Location zeigt: Zu vorgerückter Stunde sind praktisch alle Anwesenden high. Auf Alkohol die meisten, bekifft viele, was und wie viel sonst noch konsumiert wird, hängt ganz von der Party ab.

In der Techno- und House-Szene, deren Anfänge vom Ecstasy-Konsum geprägt waren, ist Kokain nach Cannabis heute die meistkonsumierte illegale Substanz. Das zeigt auch die Statistik: 2011 wurden in Basel-Stadt rund 28 Kilogramm Kokain sichergestellt. Die Zahl ist leicht tiefer als in den Vorjahren, als es je rund 32 Kilo waren (mehr Zahlen und Fakten auf Seite 9).

Ecstasy war ein paar Jahre lang eher schwer erhältlich, Fälschungen tauchten auf, die mitunter gefährliche Wirkstoffe enthielten. Seit einiger Zeit ist der Lieferengpass behoben, und gemäss den Pillenwarnungen von saferparty.ch besteht das aktuelle Risiko vor allem im hohen MDMA-Gehalt der im Umlauf befindlichen Tabletten. Seither sind die Pillen wieder beliebter.

Stoff direkt in Clubs verkauft

Koks, Speed, Ecstasy: «Die nachgefragten Substanzen sind in ausreichenden Mengen verfügbar, und die Verlässlichkeit, dass man das bekommt, was man tatsächlich will, ist relativ gross», sagt Roger Ligenstorfer

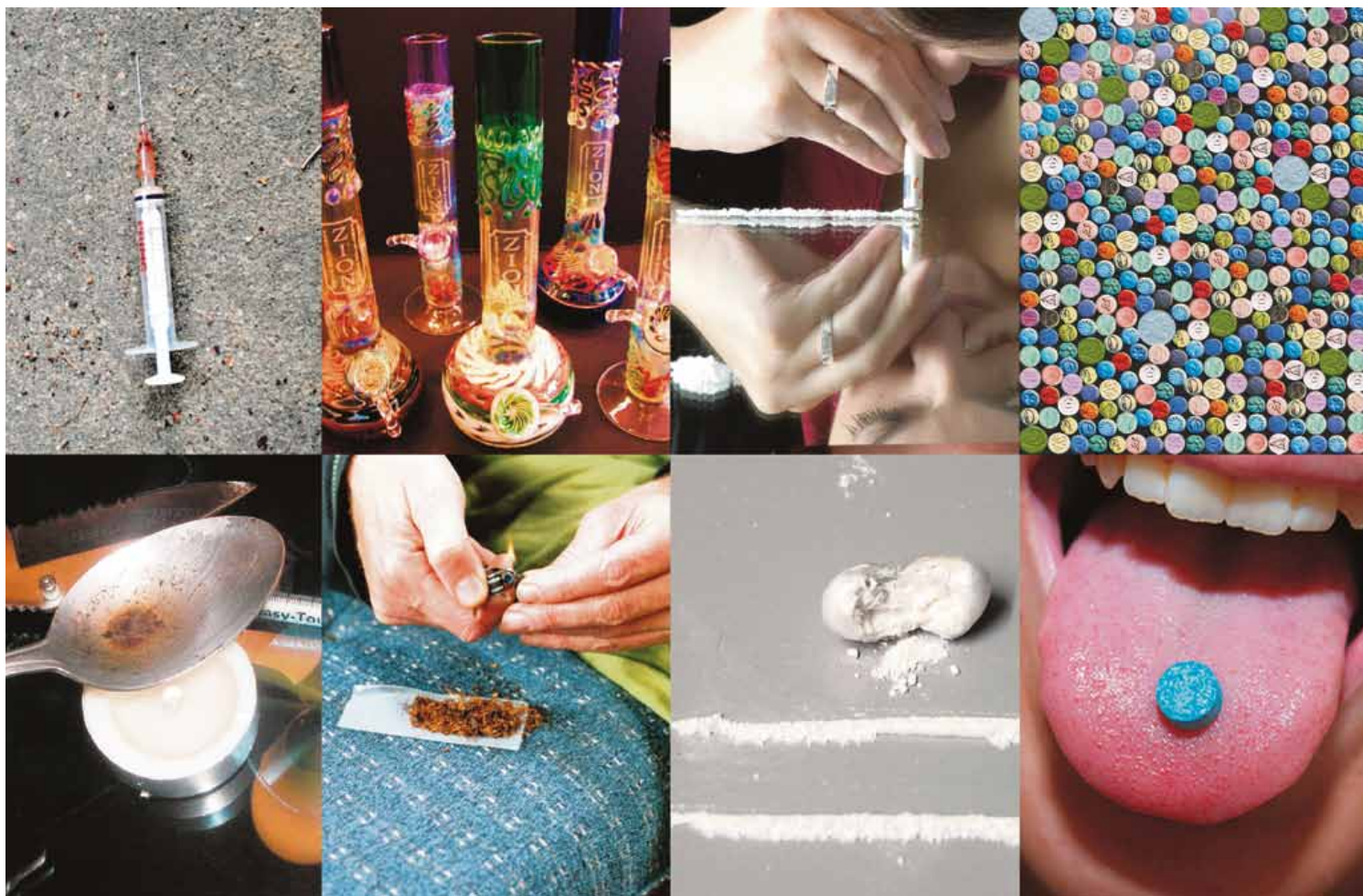
vom auf Drogenfachliteratur spezialisierten Nachtschatten-Verlag in Solothurn und ehemaliger Präsident der Szeneorganisation Eve & Rave. «Am

Alle nachgefragten Drogen sind in ausreichenden Mengen verfügbar.

Anfang des Abends bringt man sich mit Alk auf Touren, aber irgendwann wirst du davon müde, dann ist eine Linie gerade das Richtige», beschreibt ein Partygänger. Musste man in Basel früher eine Quelle kennen oder den

Stoff beim Kügelidealer auf der Strasse holen, kriegt man ihn heute direkt im Club. «In den meisten Clubs hat es Leute, die regelmässig da sind und etwas rauslassen», sagt eine Szenekennerin. Dabei spielt eine gewisse soziale Kontrolle, denn die Clubs haben natürlich kein Interesse daran, dass sich ihre Gäste mit verschnittenen Drogen vergiften.

Rückblende: Vor 20 Jahren wurde in Zürich der Platzspitz geräumt. Um die 2000 Fixer pro Tag frequentierten die offene Drogenszene in der Zwinglistadt und versorgten sich in aller Öffentlichkeit und unter dem mehr oder weniger tatenlosen Zusehen der Polizei mit Stoff. Das Schandmal im Zentrum der reichsten Stadt der Schweiz, wenige



Beschränkte sich die Palette der erhältlichen illegalen Substanzen zu Platzspitz-Zeiten auf Haschisch, LSD, Kokain und Heroin, kann man sie heute schon gar nicht mehr alle zählen.

Fotos: Drogenberatungsstellen

Hundert Meter von Bahnhofstrasse und Paradeplatz entfernt, grauste und faszinierte die Weltpresse gleichermaßen. «Needle Park» nannte ihn die «New York Times», der «Blick» schrieb schlicht von Zürichs «Drogenhöhle». Nach der einigermaßen planlos durchgezogenen Räumung verlagerte sich die offene Szene mit all ihrem Elend zum Lettensteg. Zwei weitere Jahre vergingen, bis sie auch von dort vertrieben wurde. Die Zahl der Drogentoten lag damals bei über 400 pro Jahr und erreichte mit 419 im Jahr 1992 den Höhepunkt.

Die Duldung einer offenen Drogenszene hatte einen zentralen Grund: Die Schweiz hatte damals die meisten HIV-Fälle in ganz Europa. Hauptursache dafür war die mangelnde Verfügbarkeit von hygienischem Injektionsbesteck. In einer zentralen Szene, so die Überlegung, wären die Abhängigen besser erreichbar für niederschwellige Präventionsmassnahmen.

Die Überlebenshelfer auf dem Platzspitz verteilten pro Tag bis zu 16000 sterile Spritzen. Das Ziel der Schadens-

minderung hatte offiziell Eingang in die Schweizer Drogenpolitik gefunden. Der Grundstein für das bis heute gültige Vier-Säulen-Prinzip (Prävention, Therapie, Überlebenshilfe, Repression), das der Schweiz international viel Beachtung und Anerkennung einbrachte, war gelegt.

Aus den Augen, aus dem Sinn

Heute sind die offenen Drogenszenen weitestgehend verschwunden. Heroin ist out und will trotz regelmässigen Versuchen der Medien, sein Comeback herbeizuschreiben, einfach nicht mehr in Mode kommen. Wer es trotzdem noch konsumiert, findet Betreuung in Gassenzimmern, an deren Existenz und Anblick sich die Öffentlichkeit längst gewöhnt hat. Die Zahl der Drogentoten hat sich halbiert, das Durchschnittsalter der Heroinabhängigen wird auf über 40 Jahre geschätzt – nicht wenige leben mittlerweile in Altersheimen.

Statt der Abstinenz der Abhängigen wurde deren Überleben zum obersten

Ziel erklärt, an die Stelle der abstinenzorientierten Therapie ist die Substitution durch Methadon und die Heroin-Verschreibung getreten. Die Sucht wurde medizinisiert und bürokratisiert. Und damit auch entideologisiert. Das Thema Drogen, bis Mitte der 1990er-Jahre noch von 75 Prozent der Schweizer Stimmberechtigten als «wichtig» eingestuft, ist längst aus den Top Ten des Sorgenbarometers gerutscht und wird heute gerade noch von zehn Prozent der Bevölkerung als wichtig bewertet.

Dabei werden mehr Drogen konsumiert denn je. Beschränkte sich die Palette der erhältlichen illegalen Substanzen zu Platzspitz-Zeiten auf Haschisch, LSD, Kokain und Heroin, kann man sie heute schon gar nicht mehr alle zählen. In der Partyszene spielen neben Kokain, Ecstasy und Amphetaminen auch LSD und Psilo-Pilze nach wie vor eine Rolle, wenn auch praktisch nur noch unter Anhängern der Goa-Kultur. Auch die als K.o.-Tropfen zu unrühmlicher Bekanntheit gelangten Substanzen GHB und GBL würden, auf niedri-

gem Level, nach wie vor konsumiert, berichtet Alex Bücheli von der Zürcher Jugendberatung Streetwork, die im Rahmen ihrer Präventionsarbeit auch Drogentests anbietet.

Seit einiger Zeit kommen unter den Namen «Legal Highs» oder «Research Chemicals» neue Substanzen wie Mephedron oder Methylon auf den Markt. Mephedron hat eine aufputschende Wirkung und ein ähnlich grosses Abhängigkeitspotenzial wie Kokain, Methylon wirkt eher wie Ecstasy. Bei beiden sind die Gefahr der Überdosierung sowie Nebenwirkungen und Langzeitfolgen die Hauptprobleme.

Kokain und Ecstasy liegen vorn

Da Kokain und Ecstasy heute zu tiefen Preisen und in guter Qualität verfügbar sind, setzen sich solche Exoten in der hiesigen Szene kaum durch. Eher ein Thema sind Amphetamine (Speed) und Methamphetamine – aber auch diese mehr in Städten wie Zürich und Berlin als in Basel. «Wozu sich mit Speed aufputschen, wenn morgens um vier die Party vorbei ist?», bringt es eine Szenekennerin auf den Punkt.

Streetworker Alex Bücheli wie auch

Heute werden mehr Drogen denn je konsumiert – trotz Prävention.

Nachtschatten-Verleger Roger Liggistorfer bescheinigen den Konsumenten heute «ein hohes Mass an Eigenverantwortung und Konsummündigkeit». Was natürlich auch damit zu tun hat, dass in den letzten 15 Jahren viel Aufklärungsarbeit geleistet wurde. Und was natürlich nicht heisst, dass es gerade bei Einsteigern immer wieder zu problematischen Konsummustern kommt. «Zu Exzessen kommt es vor allem bei Festivals», sagt Bücheli mit Blick auf die Sommersaison.

Eines der Hauptrisiken für die Konsumierenden liegt im verbreiteten Mischkonsum. «Ob Alkohol, Koks und

Gras oder die Kombination mehrerer synthetischer Drogen – drei Viertel der Konsumenten nehmen mehr als eine Substanz», sagt Alex Bücheli. Ein weiteres Hauptrisiko ist der schwankende Wirkstoffgehalt der gehandelten Substanzen.

Gefährliche Streckmittel im Koks

Die Substanz, die das Drogeninformationszentrum Zürich (DIZ) am häufigsten testet, ist Kokain. Der Wirkstoffgehalt der analysierten Proben beträgt 0 bis 90 Prozent und liegt im Mittel bei 50 Prozent. «Ein Problem ist, dass der Gehalt stark schwankt und nicht deklariert ist», erklärt Streetworker Bücheli. «Dadurch kommt es zu ungewollten Überdosierungen.» Ein anderes Problem sind die Streckmittel. Fast alle der im DIZ analysierten Kokainproben enthalten Streckmittel. Das war schon immer so. Doch neben der klassischen Strecksubstanz Lactose enthalten heute 89 Prozent der Proben psychoaktive Streckmittel.

Ein Gramm Koks kostet heute zwischen 80 und 160 Franken. Eine durchgeschmupfte Nacht schlägt kaum stärker aufs Budget als ein Kinoabend mit der Freundin. Der tiefe Preis und die leichte Erhältlichkeit bleiben nicht ohne Wirkung: Die Bundeskriminalpolizei schätzt die Zahl der regelmässigen Kokainkonsumenten in der Schweiz auf rund 100 000 und die jährlich konsumierte Menge auf 3,7 bis 5,3 Tonnen.

So spektakulär solche Zahlen klingen, sie zeigen vor allem eines: dass die überwiegende Mehrheit der Kokaingebraucher ihren Konsum mehr oder weniger im Griff hat. Von einer Zunahme der Beschaffungskriminalität ist in den Medien jedenfalls so wenig zu lesen wie von einem signifikanten Anstieg kokaininduzierter Psychosen.

Geändert hat sich nicht nur der Umgang von Politik und Behörden mit dem Thema Drogen. Anders als früher beschränkt sich der Konsum heute nicht auf Nonkonformisten oder Gesellschaftsverweigerer. Vom Zürcher Drug Checking machen Leute aus unterschiedlichsten Kreisen Gebrauch.

Drogendelikte in der Schweiz – Zahlen und Fakten

Nimmt man die Betäubungsmittelstatistik als Massstab, sind die Drogen in der Region Basel auf dem Rückmarsch: In Basel-Stadt ist die Zahl der Drogendelikte von rund 3250 im Jahr 2010 auf knapp 2800 im Jahr 2011 gesunken, in Baselland ging die Zahl von 945 auf 800 zurück. Das ist ein Rückgang von über 15 Prozent.

In der Stadt Bern hat sich die Zahl der Straftaten im gleichen Zeitraum von knapp 7000 auf 7350 erhöht. Das gleiche Bild zeigt sich in Zürich, wo die Zahl von rund 11 700 auf 12 750 gestiegen ist.

Schaut man sich alle Gemeinden der Schweiz an, bietet sich ein noch krasseres Bild. Oder hätten Sie gedacht, dass die drogenkriminalistischste Gemeinde der Schweiz Bourg-Saint-Pierre heisst? Auf nicht weniger als 327,7 Betäubungsmitteldelikte pro 1000 Einwohner brachte es die 200-Seelen-Gemeinde an der Grenze zu Italien. Nicht ganz so krass, aber heftig genug ist die Lage in Balm bei Günsberg. Zum Vergleich: In Basel sind es 17 Straftaten pro 1000 Einwohner. Die offizielle Erklärung: Bourg-Saint-Pierre liegt am Grossen Sankt Bernhard, in Balm hat es ein Asylheim.

In Basel gab es 2011 folgende Verzeigungen: 620 Cannabis-, 167 Kokain- und 110 Opiatkonsumenten. Bei den Verzeigungen, die den Handel betreffen, haben die Stimulanzien (Kokain, Amphetamine) sowohl bei den leichten wie bei den schweren Fällen die Spitzenposition übernommen. Das Gleiche gilt für die Sicherstellungen, wo die Stimulanzien mehr schwere Fälle ausmachen als andere Substanzen zusammen, wenn auch mit 27 Fällen auf niedrigem Niveau. Schweizweit gab es im letzten Jahr 91 211 Widerhandlungen gegen das Betäubungsmittelgesetz. Knapp die Hälfte davon sind reine Konsumdelikte. Wenn der Cannabiskonsum nur noch als Übertretung gewertet wird, fallen auf einen Schlag gegen 30 000 Straftaten aus der Statistik. Die Zahl der verzeigten Kokainkonsumenten sank zwischen 2009 und 2011 von rund 4500 auf 4000, beim Heroin ist der Rückgang mit 4750 (2009) auf 3700 (2012) noch stärker.

Die Fälle von Drogenhandel, die die Ermittler aufklären, bewegen sich mit rund 6300 auf tiefem Niveau; zählt man nur die schweren Fälle, sind es gar nur 2200. Mehr als verdoppelt hat sich in den letzten drei Jahren die Zahl der sichergestellten betäubungsmittelhaltigen Arzneimittel: von 270 (2009) auf 570 (2012).

Statistisch gesehen ist der Schweizer Drogenkonsument übrigens eindeutig ein Mann: 28 800 im letzten Jahr verzeigten Männern stehen gerade einmal 3800 Frauen gegenüber. Weitere Informationen und Statistiken finden Sie in der Online-Version dieses Artikels: tageswoche.ch/+tazegl

Anzeigen





Sprachen lernen.
Kleine Gruppen / Privatunterricht
Prüfungszentrum D, E, F, I, Sp
Attraktive Firmenprogramme

Schiffände 3
4051 Basel
Telefon 061 260 20 20
www.academia-basel.ch

Alles was ich brauche!



Grosse Auswahl an Kleingeräten für den HAUSHALT. Und ganz viel Zubehör!

KLEIN & FEIN
Schneidergasse 30 in Basel
zwischen Fischmarkt und Spalenberg

Ich ging zum... **Zohlmann**



Die tägliche Sucht: Für jede Situation gibt es eine wirksame Substanz.

«Das Alter der Klientel reicht von 15 bis 71 Jahren, Schüler und Unternehmer sind ebenso darunter wie Hausfrauen und Pensionäre», erklärt Alex Bücheli. «Wobei das Interesse insbesondere der ganz Jungen an illegalen Drogen in den letzten Jahren tendenziell eher etwas rückläufig ist.»

Doping für alle Lebenslagen

Mit der Entideologisierung ist Drogenkonsum normal geworden. Für jede Party gibt es die passende Substanz, die einen punktgenau in Stimmung bringt. Das Gleiche gilt für alle anderen Lebenslagen – von der Diplomarbeit, die fertiggeschrieben werden muss, über den Marathonlauf bis hin zur Liebesnacht, in der Mann von seinem kleinen Freund nicht hängen gelassen werden will. Koffein ist heute nicht nur im Kaffee, Tee oder Red Bull vorhanden. In den Szenequartieren Berlins kann man den Wachmacher auch als Reinsubstanz in Beutelchen am Kiosk kaufen. Es versteht sich, dass es Schla-

meier gibt, die sich mehr als ein Beutelchen ins Fanta rühren.

«Neuro-Enhancement», wie sich das alltägliche Doping mit psychoaktiven Substanzen nennt, ist der Trend der Stunde. Ritalin hilft beim konzentrierten Arbeiten, bei Prüfungsangst greift man zum Betablocker, Aspirin beugt Schmerzen und schweren Beinen vor, gegen Versagen im Bett hilft Viagra. Und wenn der Hangover vom verkoksten Wochenende eher einer kleinen Depression gleicht als einem kommunen Kater, ist ein Stimmungsaufheller die richtige Wahl. Gegen den Sekundenschlaf auf dem Heimweg nach einer anstrengenden Schicht hilft eine Pille Vigil.

Der Absatz von Psychostimulanzien in der Schweiz stieg von 2009 bis 2011 um etwa ein Viertel auf rund 310 000 Packungen. Wie verbreitet etwa das Doping mit Ritalin ist, zeigt sich unter anderem daran, dass die Universitäten Basel und Zürich eine Studie durchführen, um den Ritalinmissbrauch ihrer Studierenden zu untersuchen.

Methadon für Fixer, Speed für Studierende: «Der Pharmaindustrie ist es gelungen, sich ein gutes Stück der Profite, die der Handel mit psychoaktiven Substanzen einbringt, zu sichern», sagt Drogenaufklärer Roger Ligginstorfer.

Keine grossen Würfe mehr

Die alte Forderung der Sozial- und Präventivmediziner, psychoaktive Substanzen unabhängig von ihrem rechtlichen Status zu betrachten, hat sich mittlerweile durchgesetzt. Was bis heute nicht geschafft wurde, ist den Drogenkonsum generell zu entkriminalisieren. Und obwohl sich die Fachleute einig sind, dass die Kriminalisierung und die daraus resultierende Repression kaum jemandem vom Drogenkonsum abhalten, sieht es auch nicht danach aus, als ob dies in absehbarer Zukunft bei auch nur einer Substanz gelänge.

Zuletzt versucht wurde es mit der Hanfinitiative, die am 30. November 2008 von zwei Dritteln der Stimmberechtigten abgelehnt wurde. «Die Ablehnung hatte verschiedene Gründe», sagt Ligginstorfer. So habe den Befürwortern die Bereitschaft gefehlt, sich im Abstimmungskampf zu engagieren und Koalitionen einzugehen. «Was wir aber nicht vergessen sollten: Am gleichen Tag stimmten zwei Drittel dem revidierten Betäubungsmittelgesetz inklusive der darin festgeschriebenen Heroinabgabe zu.»

Zu spektakuläreren Würfen hat es seit der Einführung der Vier-Säulen-Politik nicht mehr gereicht. «Der Leidensdruck ist weg», konstatierte der Präventivmediziner François van der Linde, der bis Ende 2011 die Eidgenössische Kommission für Drogenfragen (EKDF) präsidierte und den Weg für die kohärente Schweizer Drogenpolitik ebnete (siehe Artikel auf Seite 11), in einem Interview auf Radio DRS.

Zuversichtlicher gibt sich Thomas Kessler, ehemaliger Drogendelegierter und jetzt Stadtentwickler in Basel. In der heutigen Zeit reiche es nicht, das Elend vor der eigenen Tür zu beseitigen. «Die Drogenpolitik der Schweiz hat ihre Wurzeln in der Zeit des Kalten Krieges. Heute haben wir einen heissen Krieg», sagt Kessler, der unlängst vom

Mit der Entideologisierung ist Drogenkonsum normal geworden.

Bundesrat als Mitglied der EKDF bestätigt wurde. Der Krieg tobt zum Beispiel in Mexiko, wo seit 2006 rund 50 000 Menschen gestorben sind. Er ist nur der jüngste Beleg, dass der «Krieg gegen Drogen» nicht zu gewinnen ist. «Angesichts der Dramatik ist es zwingend, dass wir in alle Richtungen denken», so Kessler. «Und dabei wird die unaufgeregte, nicht von machtpolitischen Ansprüchen geprägte Perspektive der Schweiz eine wichtige Rolle spielen.» tageswoche.ch/+azeg1

Das Vorbild von damals ist träge geworden

Basel spielte bei der Etablierung der liberalen Schweizer Drogenpolitik einst eine Pionierrolle. Heute ist davon nicht mehr viel übrig. *Von Dani Winter*

So stark das Interesse der internationalen Medien an der offenen Drogenszene auf dem Platzspitz war, so gross war die Beachtung für die neue Politik, mit der die Schweiz sich aus dem Sumpf des Drogenlands befreite: Statt die vertriebenen Junkys wegzusperren oder einfach ihrem Schicksal zu überlassen, erklärte man die Schadensminderung zu einer der vier Säulen, auf denen die Schweizer Drogenpolitik bis heute fusst.

Gerne geht vergessen, dass es private Initiativen waren, die für die ersten Gassenzimmer und Tagesstrukturen sorgten. Die ersten Fixerräume gab es in den Autonomen Jugendzentren in den 1980er-Jahren. Später betrieb in Basel der Verein Virus das Fixerstübli am Lindenberg – gegen den Widerstand der Behörden. Noch im Dezember 1991, unmittelbar vor der Räumung

des Platzspitzes in Zürich, verfügte die Basler Regierung die Schliessung des Fixerstüblis – weil, so der damalige Polizeidirektor Karl Schnyder in einem Schreiben an die Betreiber, «in Anbetracht der Störungen und Gefahren, welche vom Betrieb des Fixerstüblis aus-

Heute wird das Drogenproblem in Basel nur noch verwaltet.

gehen, das gedeihliche menschliche Zusammenleben unmittelbar und schwer beeinträchtigt» werde.

Trotzdem war Basel die erste Stadt der Schweiz, die eine kohärente Drogenpolitik einführte. Verkörpert wurde sie durch Schnyders Nachfolger Jörg

Schild, den heutigen Präsidenten von Swiss Olympic. Massgeblich mitgestaltet wurde sie von Thomas Kessler, der 1991 zum ersten Basler Drogendelegierten ernannt wurde. Zwischen 1991 und 1993 wurde das Vier-Säulen-Modell aus Prävention, Therapie, Überlebenshilfe und Repression im Stadtkanton mit einer zentral koordinierten Politik umgesetzt. Drei Gassenzimmer wurden eingerichtet und die offenen Szenen wurden aufgelöst.

Die neue Drogenpolitik wurde von einer Mehrheit der Basler Bevölkerung getragen, wie sich 1994 zeigte: 66 Prozent der Stimmberechtigten sagten Ja zu einem Kredit von 1,24 Millionen Franken für ein Pilotprojekt zur Heroïnverschreibung. Schild, der sich als Leiter des baselstädtischen Betäubungsmitteldezernats und dann als Chef der Bundespolizei den Ruf eines «scharfen Hundes» erworben hatte, entwickelte sich als Polizeidirektor zum Pragmatiker. 1994 wurde er vom Bundesrat mit dem Vorsitz der Kommission zur Revision des Betäubungsmittelgesetzes («Kommission Schild») betraut.

Thomas Kessler, von Haus aus Agronom, hatte lange vor seiner Zeit als Chefbeamter ein Konzept für die Selbstversorgung der Schweiz mit Hanf erstellt. Diese würde Erwachsenen den Anbau zur Selbstversorgung erlauben und den Mehrbedarf durch streng kontrollierte inländische Produktion durch Bergbauern decken. So liesse sich die Qualität der verkauften Ware kontrollieren, der Wirkstoffgehalt deklarieren – und statt Kosten für die Repression entstünden dem Staat sogar Einnahmen. Voraussetzung dafür wäre natürlich die Legalisierung des Konsums. «Ich würde bis heute kein Komma ändern an diesem Konzept», sagt Kessler. Und: «Den Anbau des für die Heroïnabgabe benötigten Mohns würde ich genauso regeln.»

Kesslers Wirken als Drogendelegierter war von den gleichen Überzeugungen geprägt, die er heute noch in die Eidgenössische Kommission für Drogenfragen (EKDF) einbringt. Die EKDF schlug schon in ihrem Cannabis-Bericht 1999 eine Entkriminalisierung des Konsums und einen regulierten legalen Zugang zu Cannabis vor. So könnte nicht nur die Glaubwürdigkeit der Drogenpolitik erhöht, sondern auch wirksamer Jugendschutz betrieben werden. Der Bericht wurde von der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen, wofür Kessler politische Gründe verantwortlich macht.

Liberalisierung bleibt das Ziel

Im 2008 erschienenen Update hielt die EKDF an ihren ursprünglichen Aussagen fest. Die Politik aber war längst vom Legalisierungszug abgesprungen. «Statt den Rahmen abzustecken und die zu regelnden Details der Verordnung zu überlassen, ergab man sich darin, die Konsumbestrafung bis ins letzte Detail regeln zu wollen», resümiert Kessler. Für ihn «ein Beleg dafür, dass die Kohärenz erst teilweise in der Realpolitik angekommen ist und immer wieder Rückschlägen ausgesetzt ist».

Heute ist von der Vorreiterrolle Basels nicht mehr viel zu spüren. Das Drogenproblem wird verwaltet, ein Drug-Checking-Angebot wie in Zürich fehlt völlig. Auf internationaler Ebene haben andere Länder der Schweiz den Rang abgelaufen. Portugal etwa verzichtet seit Jahren auf die strafrechtliche Verfolgung von Konsum und Besitz kleiner Mengen auch harter Drogen.

An der Liberalisierung, so Kesslers Überzeugung, führt aber auch bei uns kein Weg vorbei: «Nur so lassen sich die Produktion und die Märkte unter Kontrolle bringen.»

► tageswoche.ch/tazegg



Die ersten Basler Gassenzimmer wurden auf private Initiative eingerichtet: das vom Verein Virus betriebene Fixerstübli am Lindenberg (Dezember 1990). Foto: Keystone

«Die Sucht sitzt in jedem von uns»

Drogen bestimmten bis vor Kurzem das Leben von Thomas und Richard. Die tägliche Beschaffung wurde «zum Vollzeitjob». Interview: Yen Duong



Thomas war 20 Jahre lang drogensüchtig. Seinen ersten Schuss erhielt er von seiner Ex-Freundin in Sri Lanka. Foto: Danish Siddiqui

Der exzessive Drogenkonsum hat seine Spuren bei Thomas* hinterlassen. Müde sieht der 40-Jährige in Jeans und dem dunkelroten T-Shirt aus. Das Reden scheint ihm Kraft zu kosten – alles dauert ein bisschen länger. 20 Jahre lang nahm Thomas Heroin und andere Drogen. Derzeit macht er eine Therapie im Haus Gilgamesch in Basel. Es ist nicht das erste Mal, dass er dies versucht. Doch dieses Mal stehen die Chancen gut, dass er es schaffen kann. Geht alles nach Plan, kann er das Haus Gilgamesch in einem Jahr verlassen.

Seine Therapie bereits erfolgreich beendet hat der 30-jährige Richard*. Er war zehn Jahre lang abhängig. Seit einem Jahr ist er clean und macht nun eine Lehre als Elektriker. Im Gespräch mit der TagesWoche erzählen die beiden Männer von ihrer Sucht.

Wie wurden Sie drogenabhängig?

Richard: Das ging relativ schnell. Ich habe viel mit Drogen experimentiert, weil ich Spass daran hatte. Begonnen hatte es an Partys mit Pillen und

Speed. Mit 18 zog ich von zu Hause aus und begann, Kokain und Heroin zu konsumieren. Ich war damals noch in der Lehre, verlor die Lehrstelle aber nach knapp einem Jahr wieder, weil ich ständig verladen war. Nicht viel später hatte ich auch keine Wohnung mehr und musste auf der Strasse leben.

Thomas: Ich hatte eine schwere Kindheit, mit 15 ging ich freiwillig in ein Heim für Schwererziehbare. Als ich versuchte, die Matur zu machen und es damit nicht klappte, flog ich nach Sri Lanka. Ich wollte mich selbst finden und verliebte mich dort heftig in eine Frau. Von ihr hab ich dann die erste Spritze erhalten. Das Heroin löste die schönsten Gefühle in mir aus. Noch nie hatte ich so empfunden.

Wann realisierten Sie, dass Sie süchtig sind?

Thomas: Ich wusste nach der ersten Spritze, dass sich mein ganzes Leben verändern wird. Und ich spürte, dass ich einen langen Weg vor mir habe. Ich verdrängte das aber. Doch irgend-

wann ist es nicht mehr schön. Irgendwann wird es zu einem Job.

Richard: Und zwar zu einem Vollzeitjob. Ich hab schnell geschnallt, dass ich abhängig bin. Das zu wissen, ist eine Sache – rauszukommen eine andere. Es dauerte zehn Jahre, bis ich aufhören konnte. Dass ich süchtig wurde, war

«Die Sucht wartet nur auf die nächstbeste Gelegenheit, sich zurückzumelden.»

mir lange egal. Heroin bringt eine Gleichgültigkeit allen Problemen gegenüber mit sich. Das macht das Leben ziemlich einfach. Man hat nur noch ein Problem – und zwar 24 Stunden am Tag. Die Menschen würden ja keine Drogen konsumieren, wenn es nicht angenehm wäre.

Und was genau ist angenehm?

Richard: Der Rausch. Aber es geht schnell, bis dieser zur Gewohnheit wird und man ihn nicht mehr spürt.

Können Sie den Heroinrausch beschreiben?

Richard: Warm und geborgen fühlt man sich dann. Und man spielt sich Dinge vor, die nicht der Wahrheit entsprechen. Aber so wie der erste Flash wird es nie mehr. Man ist immer auf der Suche danach, kriegt ihn aber nicht. Deshalb ist man nie zufrieden und braucht immer mehr davon.

Thomas: Man braucht das Heroin, um normal zu sein. Ich konnte beispielsweise nur noch rausgehen, wenn ich etwas in mir hatte. Ansonsten lief ich wie auf Eiern.

Richard: Wenn man etwas nimmt, geht es einem eigentlich sehr schlecht. Aber immer noch besser, als wenn man keine Substanz in sich hat. Deshalb ist man gezwungen, weiter zu konsumieren.

Sie waren deswegen viel auf der Gasse unterwegs. Wie hat sich die Szene in Basel verändert?

Thomas: Ich finde sie schlimmer als früher. Die Drogen sind billiger geworden. Heute kann man sich für 25 Franken eine Spritze mit drei Substanzen kaufen. Die Leute werden dadurch sehr schnell wahnsinnig. Man bekommt auch schneller ein Messer ans Bein wegen 20 Franken.

Was war das Schlimmste, was Sie machen mussten, um an Drogen zu gelangen?

Thomas: Ich habe meinen Hund weggegeben, um etwas Kokain zu erhalten. Am Anfang schöpft man alle legalen Quellen, schliesslich will man sein Umfeld nicht verletzen. Danach wird es nach dem Motto «Nach mir die Sintflut» nur noch egoistisch. Wenn man auf Entzug ist, hat man das Gefühl, der Ärmste zu sein und deshalb die Eltern und Freunde bestehlen zu dürfen.

Richard: Ich musste zum Glück wenig solche Sachen machen. Ich musste selten klauen. Ich habe lange versucht, meine Persönlichkeit zu wahren, damit ich mich einigermaßen im Spiegel anschauen konnte.

Ihr Drogenkonsum hatte also keinen Einfluss auf Ihr Umfeld?

Richard: Doch. Meine Eltern wandten sich prophylaktisch von mir ab. Die Freunde sowieso – denn ausser Drogen interessierte mich fast nichts mehr.

Thomas: Dass sich die Eltern entfernen, ist nachvollziehbar. Immerhin

haben sie ihr Kind jahrelang fürs Leben fit gemacht, und dann tut es nichts mehr anderes, als sterben zu wollen. Die Eltern müssen sich ja schützen.

Haben Sie oft gespürt, dass Sie auf der Strasse komisch angeschaut werden?

Thomas: Und wie! Ich hab mich immer dafür geschämt. Man sitzt in einem Bus, hat drei Wochen nicht mehr geduscht und plötzlich merkt man, dass alle ihren Platz wechseln. Das ist heftig. Oder man läuft mit einer blutigen Hose herum. Aber am Schluss hat man keine Wahl – man muss raus, mischeln gehen – und dann setzt man sich den Leuten auch aus. Ich konnte nicht mehr ins Kino oder in ein Café gehen. Ich hatte weder die Ruhe noch die Zeit dafür.

Richard: Man interessiert sich ja auch nicht mehr für solche Sachen.

Thomas: Doch, ich habe schon gemerkt, dass es noch anderes gibt. Ich hatte jedoch keine Kraft dazu – und darunter litt ich. Ich wollte immer aufhören, war 30-mal auf Entzug und machte mehrere Therapien.

Apropos Therapien: Im Haus Gilgamesch führen Rückfälle nicht zum Therapieabbruch. Dadurch ist es bestimmt schwieriger, sich von seiner Sucht zu befreien?

Richard: Die Tatsache, dass man hier nicht zwingend auf Drogen verzichten muss, war für mich richtig. Ich konnte so das Tempo selber bestimmen.

Thomas: Natürlich ist es schwierig, wenn um einen herum noch konsumiert wird. Das ist die härteste Therapie, die man machen kann – weil man es aus eigener Kraft schaffen muss. Hier wird einem nicht aufgepfropft, was man machen darf und was nicht.

Wie gross schätzen Sie die Wahrscheinlichkeit ein, dass Sie rückfällig werden?

Richard: Ich bin stabil. Ich kenne die Risiken und hab mit den Drogen abgeschlossen. Ich glaube, die Angst davor, ein Leben in Sucht führen zu müssen, ist zu gross. Aber süchtig bleibt man das ganze Leben.

Thomas: Die Sucht sitzt in jedem von uns. Sie wartet nur auf die nächstbeste Gelegenheit, sich zurückzumelden. Ich staune, was der Körper alles aushalten kann – ich hätte schon ein paar Mal sterben müssen. Mir ist bewusst, dass morgen bereits wieder alles anders sein kann, und ich weiss auch, wie es dann wäre. Und das hilft mir sehr. Für mich hat der klare Moment derzeit die grösste Qualität, und diesen versuche ich, zu halten.

✉ tagewoche.ch/+azego

*Namen der Redaktion bekannt

Therapie-Angebote gegen die Sucht

Beim Haus Gilgamesch handelt es sich um eine von vier Institutionen der Stiftung für Sucht- und Jugendprobleme in Basel, welche dieses Jahr ihr 40-Jahr-Jubiläum feiert. Die sozialtherapeutische Einrichtung im Neubad-Quartier bietet seit Mitte der 1990er-Jahre stationäre Plätze für Drogenabhängige an, die in einem Substitutionsprogramm eingebunden sind.

Ziel der Behandlung ist die Befähigung zu einer möglichst sucht-mittelfreien, eigenständigen Alltagsbewältigung. Das Angebot umfasst eine stabilisierende Wohn- und Beschäftigungssituation sowie ein Arbeitsintegrationstraining in der angegliederten Holz- und Filzwerkstatt. Der mehrmonatige Aufenthalt wird von einem interdisziplinären Team mit sozialen, pflegerischen und agogischen Berufsqualifikationen begleitet.

Die Betroffenen werden aus der ganzen Schweiz zugewiesen; sie werden wie Richard freiwillig oder wie Thomas im Rahmen einer gerichtlichen Massnahme im Haus Gilgamesch betreut.

Weitere Informationen: www.ssj-basel.ch

Anzeige

Stimmen
FESTIVAL 11.07. – 06.08.2012

AUGUSTA RAURICA (SCHWEIZ)
URAUFFÜHRUNG:
stella orfeo
FR 3. BIS MO 6. AUGUST 2012 | 20.30 UHR

Compagnia Aterballetto
(Choreografie: Mauro Bigonzetti)
Basler Madrigalisten
(Chorleitung: Fritz Näf)

Eine Koproduktion der Fondazione Nazionale della Danza/Aterballetto und dem STIMMEN-Festival 2012

www.stimmen.com

TICKET-HOTLINE: +49 (0)7621 - 94089 - 11/12
VORVERKAUF SCHWEIZ:
ticketportal unter 0900 101 102 (CHF 1.19/Min., ab Festnetz), www.ticketportal.com

Premiumsponsoren:

Hauptsponsor:

STIMMEN-Sponsoren:



Am laufenden Band komplett informiert. Mit dem Omniticker auf tageswoche.ch/omniticker

Setzen Sie sich einen Tick besser ins Bild. Unser Omniticker lässt Sie nicht nur wissen, was die Welt gerade in Atem hält. Ebenso finden Sie dort frische Agenturmeldungen sowie ausgewählte Tweets und Links. So erfahren Sie auch, was andere zu schreiben haben. Ein Service, der Sie das grosse Ganze noch schärfer sehen lässt. Am besten gleich ausprobieren:
tageswoche.ch/omniticker

Die Wochenzeitung, die täglich erscheint.

Tages Woche

Alte «Freiheit» ist unantastbar



«Blogposting der Woche»
von Dorothea Hahn

Die Verteidiger des Waffentragrechts in den USA berufen sich auf das Second Amendment: Der zweite Zusatz zur US-Verfassung stammt aus dem Jahr 1791. Damals waren die USA ein blutjunges Land. Mit gerade erst entstehenden staatlichen Strukturen. Und mit Musketen, die nach jedem Schuss neu durch den Gewehrlauf geladen werden mussten.

Als das Second Amendment in Kraft trat, waren weisse Männer in den USA seit 15 Jahren unabhängig. Schwarze Menschen sollten noch 74 weitere Jahre versklavt bleiben. Und Frauen sollten noch 129 Jahre auf ihr Wahlrecht war-

Kandidaten für politische Ämter müssen sich zum Waffentragerecht bekennen.

ten. Jener Moment in der Geschichte ist das Idyll der Schusswaffenfreunde. Auch 221 Jahre danach ist das Second Amendment der Grundlagentext und die Inspiration für eine der einflussreichsten Lobbys des Landes.

Die Schusswaffenlobby unterhält ein dichtes Netzwerk von Organisationen. Ihre grösste Gruppe, die NRA (National Rifle Association), mit gegenwärtig 4,2 Millionen Mitgliedern, verlangt von Kandidaten für den US-Kongress und andere Wahlämter, dass sie das Versprechen ablegen, das Second Amendment zu verteidigen. Wer es wagt, die Schusswaffenlobby zu kritisieren, setzt seine politische Karriere aufs Spiel.

Sowohl Mitt Romney als auch Präsident Barack Obama haben sich damit arrangiert. Romney ist im Frühsommer zur Vollversammlung der NRA gepilgert und hat vor den Waffenfreunden geschworen, dass er als Präsident ihre «Freiheit» verteidigen wird. So weit ist Obama nicht gegangen. Doch in seinen Reaktionen auf das Massaker in Aurora vermeidet auch er jeden Hinweis auf die fehlende Schusswaffenkontrolle. Die Lehre aus dem Amoklauf von Aurora? Es wird weitere Auroras geben.

► tageswoche.ch/+azdai



Dorothea Hahn
ist USA-Korrespondentin der «Tageszeitung». Für die TagesWoche bloggt sie auf «Wahltag» über die US-Präsidentenwahlen.

Auch das noch

Dieser Kaffee hats auf sich



SVP-Kaffee am Birschöpfli: Nicht allen gefällt diese Wahlpropaganda. Foto: Renato Beck

Um Kaffee zu verfeinern, kennt die zivilisierte Welt erprobte Mittel. Sie hat für diesen Zweck Rahm, Milch, Zucker und unter Umständen auch Schnaps oder Likör vorgesehen. Neu ist der Zusatzstoff SVP. Entdeckt hat ihn der Basler Politiker Oskar Herzig, seit 2001 im Grossen Rat. Herzig sah seine Wiederwahl jeweils durch die Qualität seines Magenbrots an der Herbstmesse gesichert.

Nun geht er wie seine Partei in die Offensive. Die Basler SVP will ihren Wähleranteil steigern und setzt dabei auch auf seltsame Mittel wie hysterische Rücktrittsforderungen oder schiefe Vergleiche – etwa auf jenen, dass das Anzünden eines Polizeibootmotors ein terroristischer Akt nach Vorbild der deutschen RAF sei. Doch das ist bereits kalter Kaffee.

Gastronomiepraktiker Herzig dagegen setzt auf heissen Kaffee. Seit diesem Sommer schenkt er den Mitnahme-Kaffee in seiner Beiz am Birschöpfli in Pappbechern aus, die mit den Parteifarben bedruckt sind. «Eine Idee fürs Wahljahr», sagt Herzig. Die Reaktionen würden ausnahmslos prächtig ausfallen. Tatsächlich wollen sich aber nicht alle auf der Birschöpfli-Wiese von der SVP-Sonne ins Gesicht lachen lassen. Manche erzählen, sie verlangten den Kaffee gegen ein Depot von 20 Franken in den üblichen Tassen. Andere appellieren an die Vernunft, an Sommertagen auf saisongerechte Getränke wie etwa kühles Bier zurückzugreifen.

Ob der SVP-Trunk die erhoffte Wirkung erzeugt und für Wählerstimmen sorgt, bleibt Kaffeesatzleserei. Vorsichtshalber müsste man aber vielleicht trotzdem folgenden Hinweis an den Bechern anbringen: Achtung, dieses Getränk kann ihr Urteilsvermögen beeinträchtigen. Von Renato Beck ► tageswoche.ch/+azehz



Malenas Welt

Lustige Grüsse aus der Ferne

Es gibt eine Alternative zum Postkarten- und E-Mail-Schreiben aus den Ferien – die PSMS.

Von Malena Ruder

Wenn man in den Ferien ist, dann schickt man Grüsse an die Daheimgebliebenen, das hat Tradition. Manche Postkarten sagen: «Wie schön wäre es, wenn ihr auch hier sein könntet.» Andere: «Tja, wir haben es schön und ihr nicht.» Manche sind eine Mischung aus beidem.

Natürlich, heutzutage müsste man keine Postkarte mehr in die Hand nehmen. Eine SMS, MMS (mit Bild) oder E-Mail würde es auch tun. Seltsamerweise zählen elektronische Botschaften aus der Ferne aber nicht gleich viel wie eine kitschige Karte mit ein paar eilig hingekritzelter Zeilen – obwohl die elektronischen Botschaften wegen der Roaminggebühren meistens sogar teurer sind. Nein, eine echte Postkarte muss her, und manch einer merkt mit dem Stift in der Hand, dass er das Schreiben ohne Tasten und Rechtschreibprogramm nahezu gelernt hat (und die gemalten Smileys sind auch lange nicht so hübsch wie jene, die der Computer zur Verfügung stellt...).

Zum Glück gibts noch eine dritte Möglichkeit – eigentlich die modernste von allen, da sie die schöne Aufmerksamkeit einer Karte zum Anfassen mit der bunten Zeichenschrift, den Emoticons, verbindet: Postage Stamp Message Service, oder kurz: PSMS (Briefmarken-Kurznachricht). Nicht nur hierzulande, auch in der EU und in fernen Gefilden gibt es ein grosses Angebot an Motiven, die für die grossen Momente im Leben oder eine Standortdefinition völlig ausreichen – sofern der Empfänger über ein wenig Subtilität verfügt: Herzen, Landschaften, Schnuller, Sektgläser, Bunker und so fort.

Früher ergänzten solche Marken höchstens das Geschriebene, zugegeben. Aber man muss mit der Zeit gehen! Mit ein, zwei Marken ist alles gesagt, ohne dass man einen Stift in die Hand nehmen muss. Ausser für die Adresse, natürlich.

► tageswoche.ch/+azeia

Briefmarken gibt es – neben abartig vielen anderen Dingen – ab zehn Rappen bei jeder Postfiliale; www.post.ch



Das 3Land-Projekt: In den kommenden Jahrzehnten soll rund um die Klybeckinsel ein neues trinationales Quartier entstehen. Foto: Ketty Bertossi

Rheinhattan macht nicht alle glücklich

An einem Informationsanlass äusserten sich Kleinbasler kritisch über das 3Land-Projekt, das Basels Skyline markant verändern wird. Sie befürchten, dass die Aufwertung des Quartiers rund um die Klybeckinsel Anwohner verdrängen wird.

Von Cédric Russo

Die Stimmung ist angespannt im «Echoraum» des 3Land-Projekts an der Basler Uferstrasse. «Für wen sollen denn diese Hochhäuser gebaut werden?», fragt ein Besucher und gibt gleich selber eine Antwort: «Sicher nicht für uns!»

Rund 30 Anwohner aus den Quartieren Klybeck und Kleinhüningen sowie weitere Interessierte sind zum Informationsabend des Basler Hochbau- und Planungsamts gekommen. Das Modell, das die Baumassnahmen rund um die Klybeckinsel verdeutlichen soll, ist riesig und nur schwer überschaubar. «Darauf erkennt man ja das Viertel kaum mehr wieder», sagt ein Anwesender. Und eine Frau befürchtet, dass die Anwohner durch das Stadtentwicklungsprojekt aus dem Quartier vertrieben

werden könnten: «Kündigungen, Mietzinsserhöhungen und Sanierungen haben bereits begonnen.»

Gigantisches Bauvorhaben

Das Bauvorhaben ist tatsächlich gewaltig. Auf der Klybeckinsel ist eine neue Siedlung mit mehreren Hochhäusern geplant, die die Skyline der Stadt markant verändern wird. Die Umwandlung vom Hafen- zum Stadtquartier wird bis zur Vollendung noch Jahrzehnte dauern, doch bereits jetzt laufen die Planungen für die Rheininsel auf Hochtouren.

Besonders dieses Bauvorhaben wird von den Besuchern skeptisch beurteilt. Von Gigantismus und Verdrängung ist die Rede. Thomas Waltert, Projektkoor-

ditor des Planungsamts Basel-Stadt, sagt dazu: «Wir verdrängen niemanden, im Gegenteil, wir schaffen neuen Wohn- und Arbeitsraum. Basel braucht Leute von ausserhalb, damit die Wirtschaft läuft – und diese Leute brauchen Wohn- und Arbeitsraum.»

Waltert weist auch darauf hin, dass es sich bei den Besuchern dieses spontanen, nicht öffentlichen Informationsanlasses im «Echoraum» nicht um die Anwohnergruppe aus dem Quartier gehandelt habe, die das Projekt offiziell begleite. «Zudem handelt es sich bei den präsentierten Modellen nicht um definitive Projekte, sondern um Ideen und Diskussionsgrundlagen.» In einem nächsten Arbeitsschritt sollen mit den deutschen und französischen Partnern ökologische und wirtschaftliche Fragen

Novartis, Huntsman und BASF ansässig sind, sind unter dem Namen «Areal Klybeck» tiefgreifende Umstrukturierungen geplant. «Huntsman verlässt dieses Gebiet in den nächsten Jahren», sagt Waltert, «für Basel entsteht die Chance, mit Novartis und BASF eine Nachnutzung des Areals zu planen. Dann hätten die beiden Firmen Zugang zum Wasser und Basel könnte die Idee der Rheininsel realisieren.»

Angst vor steigenden Mietzinsen

Wer das Modell des 3Land-Projekts genau studiert, dem fällt auf, dass die Rheininsel auf zwei Seiten vom künftigen Novartis- und BASF-Gebiet umgeben sein wird: auf der Westseite vom geplanten Ausbau des Campus und dem «Quartier du Diamant» und vom Süden her durch das «Areal Klybeck». Es drängt sich die Frage auf, ob die Rheininsel mit ihren Hochhäusern ein Wohn- und Arbeitsstandort für die Pharma- und Chemieindustrie werden soll. Das sei Spekulation, sagt Waltert, «Zielsetzung für die Rheininsel ist eine vielfältige Durchmischung.»

Den Bewohnern des Klybeckquartiers bereitet derweil anderes Sorgen: Sie befürchten, dass durch den Quartierausbau die Mietzinsen steigen werden. Diesen Ängsten begegnet Projektkoordinator Waltert mit dem Hinweis auf den zunehmenden Wohnungsmangel: «Ohne Wohnungsbau wird der Wohnraum immer knapper. Das treibt die Mietpreise in die Höhe – ein Effekt, wie er in Zürich und Genf aktuell ist. Wenn wir günstigen Wohnraum erhalten wollen, dann müssen wir neuen Wohnraum bauen.»

Auch stehen manche Einwohnerinnen und Einwohner den geplanten verkehrstechnischen Veränderungen skeptisch gegenüber: Das Verkehrsnetz, das neue Strassen-, Tram-, und S-Bahn-Verbindungen vorsieht, drohe die historisch gewachsene Quartiersinfrastruktur zu zerstören, sagt ein Anwohner. Es komme zu einer «Verrupfung» des sozialen Gefüges im Quartier.

Anwohner können regelmässig Stellung zum Projekt nehmen.

Um solche Befürchtungen zu zerstreuen, sei eine Mitwirkungsvereinbarung zwischen den Anwohnern und dem Planungsamt getroffen worden, heisst es beim Planungsamt. Eine Delegation von 20 Einwohnerinnen und Einwohnern wird sich künftig alle paar Monate mit den Behörden zu Informationsgesprächen treffen. Es gilt eine Schweigevereinbarung über die Details der Planung; nur alle zwei Jahre sollen die Treffen in der Öffentlichkeit stattfinden.

✉ tageswoche.ch/+azbo

Weitere Informationen zum 3Land-Projekt: www.planungsamt.bs.ch/dreiland-hafenentwicklung



«Rheinhattan»: Die Hochhausiedlung auf der Klybeckinsel bildet das Herzstück des 3Land-Projekts. Foto: Ketty Bertossi

geklärt und die Projektideen mit den Bedürfnissen der Hafenvirtschaft und der Bewohner abgestimmt werden. «All diese Arbeiten», so Waltert, «werden die Grundlage für den politischen Entscheidungsprozess liefern.»

«Rheinhattan» als Angelpunkt

Von den Verantwortlichen gern ins Spiel gebracht wird auch die länderübergreifende und ökonomische Dimension des Projekts. Erhält es grünes Licht, wird markant in die Rheinhäfen investiert: Huningue und Weil am Rhein würden ihre Häfen Richtung Norden verschieben. Basel könnte seinen Hafenbetrieb auf die Hafenbecken und den Umschlagplatz Containerterminal Basel-Nord konzentrieren und die Güterbahngleise im Hafenaareal Kleinhüningen würden mittelfristig stillgelegt. Auf dem neu gewonnenen Land könnten die drei Nachbarstädte zum Rhein hin wachsen und einen neuen trinationalen Lebensraum bilden. «Eine riesige Chance für Basel und die ganze Region», sagt Waltert.

Dreh- und Angelpunkt des Projekts ist die Rheininsel, die in den Visualisierungen stets mit glänzenden Hochhäusern zugebaut ist und deshalb auch gerne «New Manhattan» oder «Rheinhattan» genannt wird. Auf dem Planungsmodell führt von der Klybeckinsel eine Brücke an das westliche Rheinufer. Dort plant Huningue in Zusammenarbeit mit Novartis und BASF die Errichtung eines neuen Arbeits- und Wohnquartiers, das «Quartier du Diamant». Auch auf der Kleinbasler Seite, wo bei der Dreirosenbrücke die Firmen

Anzeige

Baselbieter Konzerte

30 Jahre Saison 2012/2013

Luna Musica

Die grosse Nachtmusik der Baselbieter Konzerte
Jubiläumskonzert mit dem Sinfonieorchester Basel
Enrico Delamoye, Leitung
 Werke von W.A. Mozart, Chr.W. Gluck u.a.

Fr 31. Aug. 2012
 21.00 Uhr
 Hotel Engel

1	Sebastian Klinger, Violoncello Milana Chernyawska, Klavier Werke von J.S. Bach, R. Schumann u.a.	Di 25. Sept. 2012 Abo A und B
2	Marina Comparato, Mezzosopran Ensemble La Floridiana Nicoleta Paraschivescu, Leitung und Cembalo Werke von M. Martines	Di 23. Okt. 2012 Abo A
3	Bartholdy Quintett Werke von W.A. Mozart, A.v. Zemlinsky u.a.	Di 27. Nov. 2012 Abo A und B
extra Rajaton Programm nach Ansage		Di 4. Dez. 2012
4	Ten Thing; Tine Thing Helseth, Leitung Sätze von E. Grieg, I. Albeniz, A. Vivaldi u.a.	Di 29. Jan. 2013 Abo A
5	Camerata Bern; Kolja Blacher, Leitung und Violine Werke von J.S. Bach, D. Schostakowitsch u.a.	Di 26. Feb. 2013 Abo A und B
6	Les Passions de l'Âme Mereth Lüthi, Leitung und Violine Werke von G.Ph. Telemann, G.J. Werner und J.J. Fux	Di 19. März 2013 Abo A
7	kammerorchesterbasel Julia Schröder, Leitung und Violine Werke von W.F. Bach, W.A. Mozart und J. Haydn	Di 23. April 2013 Abo A und B

Programmänderungen vorbehalten

Stadtkirche Liestal 19.30 Uhr

Eintrittspreise: Konzerte 1–7	38.–	Schüler: 15.–
Extra Konzert	48.–	19.–
Luna Musica	58.–	25.–
Mitglied: Konzerte 1–7	27.–	10.–
Extra Konzert	41.–	15.–

Vorverkauf www.kulturticket.ch

Einzelkarten: kulturticket.ch und alle Vorverkaufsstellen

Tel. 0900 585 887 (Fr. 1.20/Min.): Mo–Fr, 10.30–12.30 h

Liestal: Poetenäscht, Rathausstrasse 30

Basel: Bider & Tanner, Aeschenvorstadt 2

Nur als Mitglied können Sie Abonnemente zeichnen und sparen rund 20% beim Abonnement A sowie 10% beim Abonnement B; zudem profitieren Sie von vergünstigten Einzeleintritten!

Mitgliedschaft:	40.–	Schüler: 20.–
Abonnemente: Abo A Konzerte 1–7	173.–	64.–
Abo B Konzerte 1/3/5/7	137.–	34.–
Abo A mit Extra Konzert	214.–	79.–
Abo B mit Extra Konzert	138.–	49.–

Ausschliesslich erhältlich bei der Geschäftsstelle Baselbieter Konzerte

Konzertkasse: ab 18.45 Uhr, Foyer Kirchgemeindehaus

Baselbieter Konzerte, Postfach, Kanonengasse 5, 4410 Liestal
 Telefon 061 911 18 41, info@blkonzerte.ch, www.blkonzerte.ch

TagesWoche 30

17



Er sieht die Welt durch die Linse: Edgar «Egge» Gilgen posiert für seinen Sohn, Marc Gilgen, der inzwischen selber Fotograf ist.



Edgar Gilgen mit Modeschöpfer Fred Spillmann im Jahr 1982.



Egge, Schauspielerin Silvia Reize und Fussballer Günter Netzer.

«Egge, mach mol schnäll e Foti, bitte!»

Da war dieser Bub. Er hatte eine Billigkamera in der Hand. Und wurde überrollt von Dutzenden Fotografen. Sie alle wollten Muhammad Ali ablichten. Der Boxstar drängte sie zur Seite – und zog den Buben zu sich. Der drückte ab, war zittrig. Muhammad Ali sah, dass die Billigkamera nur auf seine Füsse gerichtet war. Und gab dem Buben eine zweite Chance. Erst dann liess er die grossen Fotografen durch. Edgar Gilgen war an vorderster Front.

«Ich erinnere mich gut an den Tag im Jahr 1971», sagt Egge, wie Gilgen genannt wird. «Die Mittlere Brücke brach fast zusammen.» Zuvor hatte das Warenhaus Rheinbrücke bekannt gegeben, dass der Jahrhundertssportler vor dem Kampf gegen den Deutschen Jürgen Blin im Zürcher Hallenstadion zur Autogrammstunde nach Basel kommen würde. Gilgens Bild, auf dem Ali auf einer Minifasnachtstrommel spielt, ging um die Welt – oder zumindest durch die Schweiz.

Fred Spillmann war sein Mentor

Egge ist kein Profi. Er verdiente sein Geld 40 Jahre lang bei einer Exportfirma, wo er die Spedition leitete. In der Freizeit war er mit der Kamera unterwegs, oft dort, wo Prominente waren. Er überlegte sich, ob er eine Fotografausbildung machen soll. «Du Mätz!», riet ihm ein Freund ab. «Wenn du das tust, verlierst du deinen Stil.»

Gilgen hörte auf den Freund, der auch Mentor und Auftraggeber war: Couturier Fred Spillmann beschäftigte Egge als seinen «Hoffotografen». Egge war es auch, der Spillmann eine Stunde vor dessen Tod fotografierte – nicht ahnend, dass es das letzte Bild des Modeschöpfers sein würde.

Es gab jahrzehntelang praktisch keinen Anlass in Basel, an dem Egge nicht mit der Kamera auftauchte. «Aber immer auf Einladung», betont er. Daher sei er kein Paparazzo. «Die Leute wollen ja, dass ich die Anlässe fotografiere.» Vor allem Brautpaare rissen sich um

Egge. Hunderte Hochzeiten dokumentierte er, darunter viele Promi-Hochzeiten. Sein Freund und «Berufskollege» Onorio Mansutti sagt: «Die Leute wollen einen wie ihn, dem man sagen kann: «Egge, mach mal ein Foto, bitte!» Und Kolumnist -minu ergänzte: «Er scheint ein Gen für den richtigen Moment beim Abdrücken zu haben.» Seine Reportagen seien oft «um Klassen besser als die von Berufsfotografen». Jahrelang hat Egge -minus BaZ- «Traderaklatsch» fotografiert.

«Ich bin ein Messie»

Edgar Gilgens Dreizimmerwohnung im St. Johann ist ein geordnetes Archiv aus Hunderten Fotoalben, Kunst und Platten. «Ich bin ein Messie», sagt er, «ich werfe nichts weg.» Egal um welches Thema es geht – immer zückt er gleich ein Foto hervor oder ein anderes Souvenir. Das Ticket für den Boxkampf von 1971 steckt heute noch in seinem Portemonnaie; und ein von ihm herausgegebenes Heft mit dem Titel «Hopp FCB» aus dem Jahr 1969 trägt er seither in seiner Tasche mit.

«Die Fans haben mir das Heft damals aus der Hand gerissen», sagt Egge. Es zeigt zahlreiche Porträts von Spielern. Besonders interessant ist ein Foto, das nicht abgedruckt ist, aber zur Serie gehört. Darauf sind Karli Odermatt und andere Spieler beim Duschen zu sehen – und zwar so, wie Gott sie schuf. «Das darf aber nicht in der Zeitung kommen», sagt Egge – und lässt das Bild in der Tasche verschwinden.

Egges Jugend war schwierig. Er musste als Verdingbub im Emmental Ställe ausmisten, die Eltern tranken – und als 19-Jähriger landete er, sozusagen als Krönung, im Gefängnis. Die Polizei bekam Wind von seiner Beziehung zu einer 15-Jährigen. «Wir waren verliebt und noch so jung», sagt er heute. Aufwärts ging es erst mit dem Abschluss seiner Handwerkerlehre – und dem ersten Fotoapparat. Egge verbrachte viel Zeit im «Atlantis» und lernte

Der Basler Fotograf Edgar Gilgen ist ein Paparazzo der ersten Stunde – und will genau das nicht sein. Jetzt wird «Egge» 80 Jahre alt.
Von Martina Rutschmann

Leute wie Onorio Mansutti kennen. Der sagt: «Es verkehrten zwei Sorten Menschen dort: Die einen kamen mit Papis Auto – wir hingegen nippten einen Tag an einer Cola, weil wir uns keine zweite leisten konnten.» Später kaufte Mansutti das «-tis» und Egge illustrierte ein Buch zur Geschichte des Lokals.

**Sein einziger
Luxus sind
Erstklassbillette
nach Ascona.**

Reich wurde Egge nie. «Ich habe wenig oder gar kein Geld verlangt für meine Fotos», sagt er. Der einzige Luxus, den er sich bis heute leisten konnte, seien Erstklassbillette für die Fahrten nach Ascona, wo er viel Zeit verbringt.

Das Tessin kommt aber kaum vor in den Fotobüchern seiner Reisen. Es ist ein anderer Ort, den er fast penibel festgehalten hat: New York. Vierzig Mal war er dort, mal fotografierte er Tausende Plakatwände, mal Wolkenkratzer, die sich in Autos spiegeln. Und einmal, im September 2001, dokumentierte er die Trümmer des grössten Terroranschlags der Geschichte der USA. «Es war alles noch warm», sagt er. Und klingt traurig. «Es war schlimm.» Es gab aber auch Zeiten vor «Ground Zero», Zeiten der Unbeschwertheit.

Familie kommt an erster Stelle

Einmal war Egge mit seiner damaligen Freundin «drüben», als plötzlich Dutzende Vespas auf eine Stretchlimousine zufuhren. «Meine Freundin wusste gleich, dass wir da nicht wegkommen, bis ich wusste, wer im Auto sitzt.» Egge «ellenbögelte» sich unter die Paparazzi – was zu Fuss nicht schwer war – und erkannte hinter der Scheibe Tenor Luciano Pavarotti mit Strohhut. Ein Foto mit Hut, das geht nicht, sagte sich Egge, und bat Pavarotti mittels einer Handbewegung, den Hut abzunehmen.

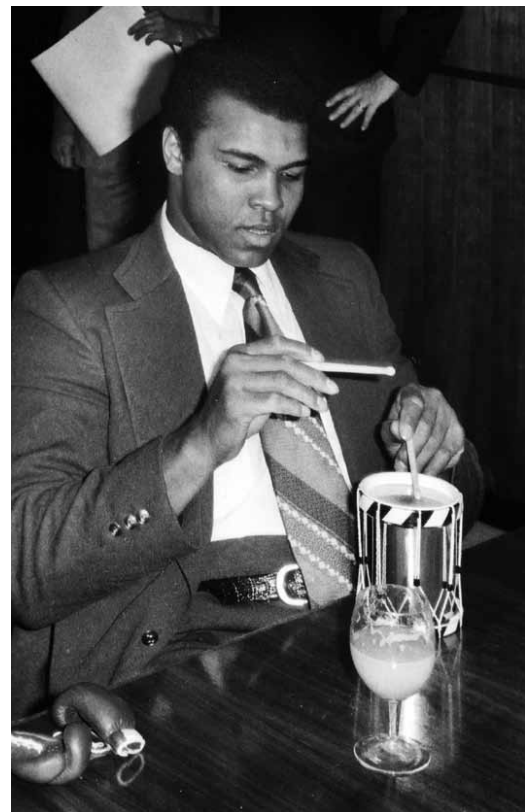
«Er lächelte und nahm den Hut ab.» Das Bild ist nun Teil eines Buches, das Egge für sich selber hat machen lassen.

Es zeigt Highlights seiner Arbeiten und etliche Fotos seiner drei Kinder und seines Enkels. Es sind die Familienfotos, die er stets zuerst zeigt. Die Promis kommen an zweiter Stelle. Geschichten weiss er zu jedem einzelnen Foto zu erzählen. Es sind die Geschichte hinter den Bildern, über Ferien mit den Kindern oder über den Fussballer Günter Netzer, der im Kleinbasel stolz vor seinem Ferrari Dino posiert, bevor er damit eine Stunde später einen Totalschaden verursacht. Die Kessler-Zwillinge wären für Egge «sogar in den Rhein gestanden», hätte er die Showstars darum gebeten. Von all den Prominenten, die Egge ablichtete, gibt es Bilder, auf denen die Promis zusammen mit dem Amateurfotografen posieren. «Es gab immer jemanden in der Nähe, der schnell abdrückte», sagt er.

Egge ohne Kamera – undenkbar

Ein Grossteil von Egges Archiv besteht aus Bildern aus einer Zeit, als Fotografen noch bangen mussten. «Drei Tage zitterte ich manchmal, bis ich die Fotos entwickelt hatte und wusste, dass etwas daraus wurde.» Heute trägt auch er eine Digitalkamera um den Hals. Er komme mit der Technik zurecht, soweit es nötig sei. Die Schattenseiten der digitalen Revolution sind für ihn dieselben wie für andere Fotografen. «Jeder hat inzwischen ein Handy mit Fotofunktion und kann seine Bilder selber schiessen – und erst noch gut.» Aufträge für Hochzeiten seien darum zurückgegangen. Trotzdem: «Würde mir jemand eine Reise nach New York schenken und verlangen, den Fotoapparat zu Hause zu lassen – ich würde absagen.» Denn ein Egge ohne Kamera – das wird es auch nach seinem 80. Geburtstag am 16. August nicht geben.

Weitere Fotos von Edgar Gilgen:
  tageswoche.ch/+ayz4



Boxer Muhammad Ali trommelt 1971 für die Basler Fotografen.



Die Kessler-Zwillinge posieren mit Egge am Kleinbasler Rheinufer.



Der italienische Nati-Spieler Luigi Riva mit Karl Odermann 1970.



Sie wohnen «auf der Alp», sagen die Hersberger von sich. Und auf der Alp, da bleibt man lieber unter sich.

Die Hundertprozentner von Hersberg

Nirgends war die Ablehnung der Wiedervereinigungsinitiative von 1969 grösser als in Hersberg. Auch heute noch will man lieber nichts von der Stadt wissen.

*Von Michael Rockenbach
und Philipp Loser,
Fotos: Basile Bornand*

Man war gewarnt. Der «Schützenstuben»-Wirt sei nett und umgänglich. Plötzlich könne er aber auch ganz anders – vor allem, wenn es um die Wiedervereinigung der beiden Basel gehe. Zu diesem Thema vertrage er nicht einmal an der Fasnacht einen Spruch. Schnitzelbängler, die sich dennoch auf Kosten ihres finanziell angeschlagenen Kantons lustig machen und billige Fusionspointen bringen, bekommen in der «Schützenstube» kein Getränk offeriert, so einfach ist das.

Hier ist die Welt, hier ist das Baselbiet noch in Ordnung. Die «Schützenstube» in Hersberg ist ein Restaurant wie aus einer anderen Zeit, mit verzierten Plättli, schweren Decken auf den Tischen und einem Menü aus der Zeit vor 1970: Kuttelsalat einfach für Fr. 12.50 und garniert für Fr. 17.50.

Wir bestellen erst einmal eine Stange, und als sie auf dem Tisch steht, nippen wir ein wenig am Bier. Dann stellen wir uns vor und leiten – etwas umständlich – unsere Frage ein. Der Wirt, eine eindruckliche Erscheinung,



bezahlt. Auf den Kuttelsalat verzichten wir.

Sehr viel freundlicher werden wir im Dorf unten empfangen. Ueli Imhof hat den vereinbarten Termin zwar vergessen, aber, kein Problem, wenn jemand von der Zeitung extra zu ihm hoch nach Hersberg kommt, dann nimmt er sich selbstverständlich Zeit. Der Blumengarten könne auch noch ein wenig warten.

Imhof, 64, ist Hersberger durch und durch. Früher lebten er und seine Familie noch vom Hof, bis das Gesetz vor rund 15 Jahren wieder einmal verschärft wurde. Imhof hätte den Tieren mehr Auslauf geben müssen, ihm fehlte aber der Platz. Das war ärgerlich und gleichzeitig: wieder mal typisch. Die Behörden machen immer mehr Vorgaben und haben dann auch noch «e dummi Schnuure», wenn man sich nicht übertrieben exakt daran hält. Aber was will man da schon machen?

Nur einer hätte fast verschlafen

Imhof hörte mit Bauern auf und arbeitete danach noch ein paar Jahre als Angestellter in Füllinsdorf. Lieber als über diese Zeit redet er über früher. Über die Abstimmung vom 7. Dezember 1969 zum Beispiel, als letztmals über die Wiedervereinigung der beiden Basel abgestimmt wurde.

Die Stadt sagte damals deutlich Ja zur neuen Verfassung für den gemeinsamen Kanton Basel, zu den neuen Grundzügen der Gesetzgebung, zum neuen Wahlgesetz und der Geschäftsordnung des neuen Kantonsrates. Das Baselbiet lehnte aber ebenfalls deutlich ab, mit fast 60 Prozent der Stimmen. Der untere Kantonsteil wäre eigentlich dafür gewesen, schliesslich gab aber die wuchtige Ablehnung aus dem Oberbaselbiet den Ausschlag.

Am extremsten war Hersberg. Von den 75 Stimmberechtigten gingen hier 75 zu Urne – und sie alle legten ein Nein ein.

100 Prozent Stimmbeteiligung, 100 Prozent Nein-Stimmen. So etwas hatte es im Baselbiet wahrscheinlich noch nie gegeben. Die Hersberger wollten an diesem 7. Dezember unbedingt die ersten Hunderprozentigen sein.

«Ein junger Burscht hätte die Abstimmung fast noch verschlafen», erinnert sich Imhof, «zum Glück konnte er aber gerade noch rechtzeitig ins Wahllokal geholt werden.» Danach wurde gefeiert, bis spätnachts, in der «Schützenstube». Dort kam spontan auch Paul Manz vorbei, der BGB-Regierungsrat (heute SVP) und langjährige Präsident des «Selbständigen Baselbiets». «Es war ein ganz lustiger Abend. Wir haben uns schon das eine oder andere Gläschen gegönnt», sagt Imhof. Man war stolz auf sich selbst und stolz auf das Baselbiet.

Diese Freude, dieses Wir-Gefühl, das ist der vielleicht grösste Erfolg, den das «Selbständige Baselbiet» erreicht hat. Und der überraschendste auch. Ein paar Jahre zuvor schien die Heimat nämlich schon verloren. 1958 sagten die beiden Basel grundsätzlich Ja zu einer

Wiedervereinigung und der entsprechenden Initiative. Danach wurde der Verfassungsrat gebildet, und auch in diesem Gremium fanden sich die Fusionsgegner in der Minderheit wieder.

Es klang schon sehr nach Verzweiflung, als Ernst Würigler, Sekretär des «Selbständigen Baselbiets», 1960 seine Durchhalteparolen verbreitete: «Ich habe den Glauben (...), dass es für unsere Volksbewegung noch einen Weg

Der Baselbieter will seine Turnhalle, seine Beiz, sein Feuerwehrmagazin.

gibt, aus der Zerschlagenheit unseres «Düinkirchen» herauszukommen, uns neu zu formieren, unsere Mitkämpfer mit Waffen zu versehen und ihren Kampfgeist anzuspornen.»

Würiglers Waffen konnten nicht töten, es waren nur Worte, aber scharfe Worte. Er sprach von einem «Krieg» der Städter, einer geplanten «Annexion» der Landschaft und träumte vom «Endsieg». Gleichzeitig warf er den Gegnern vor, nationalsozialistische Propagandamethoden anzuwenden.

Mitte der 1960er-Jahre hatte man auch im «Selbständigen Baselbiet» genug von der Kriegerhetorik, Würigler verliess den Verein und damit änderte sich auch der Ton. Man wettete nicht

mehr gegen die Stadt, sondern lobte das Land, das selbstständige Baselbiet, das gerne mit seinen Nachbarn zusammenarbeitet, auch wenn es eigentlich für sich selber schauen kann.

Eine positive Kampagne

Es war eine positive Kampagne, mit dem Baselbieter Stab auf dem Revers vieler Politiker, mit unzähligen roten Unabhängigkeitsklebern auf den Autos und mit Tausenden von Baselbieter Fahnen in den Gärten, entlang der Strasse und auf der Klus. Es war eine glaubhafte Kampagne auch, weil der Kanton damals noch boomte. Und so kam es vor der Abstimmung vom 7. Dezember 1969 zu diesem drastischen Meinungsumschwung gegen die Wiedervereinigung. Und zu diesem einzigartigen Ergebnis in Hersberg.

Nach diesem historischen Tag waren die Hersberger die Helden des Oberbaselbiets. Den «Hundertprozentigen» wurde nun auch an den Grümpeli zugejubelt.

Jahre später erlangten die Hersberger wieder Berühmtheit, diesmal aus einem ganz anderen Grund. Zuzüger mischten sich unter die eingeschworene Einheit auf dem Hügel, die Lage wurde ungemütlich.

Die explosive Mischung entzündete sich ausgerechnet an einem Feuerwehrmagazin. Der Streit an den Gemeindeversammlungen wurde so heftig, dass der Kanton eingreifen ▶

auch in seiner leicht gekrümmten Haltung über dem Tresen, löst seinen Blick eher widerwillig von der «Basellandschaftlichen Zeitung» und schaut – mit einer Mischung aus Misstrauen und Verwunderung – zu uns hinüber.

Wir reden und reden, bis sie irgendwann tatsächlich im Raum steht, diese

Am extremsten stimmten die Hersberger ab: Alle sagten Nein.

Frage, die hier niemand stellen sollte. «Was halten Sie und Ihre Gäste von der Idee einer Wiedervereinigung der beiden Basel?» Nun schlägt das Misstrauen in Missmut um. «Darüber rede ich nicht. Nicht mit Ihnen. Ich kenne die Medien», sagt der Wirt und wendet sich wieder seiner Zeitung zu.

Zwei, drei Minuten später stehen wir wieder draussen vor der Tür, das Bier war plötzlich rasch getrunken und

Anzeige

Bestattungs-Anzeigen Basel-Stadt und Region

BASEL

Bader-Schlumpf, Max, geb. 1923, von Langenbruck BL (Lehenmattstrasse 225). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Baumann-Perrochet, Friedrich Josef, geb. 1949, von Oberentfelden AG (Neubadstrasse 87). Wurde bestattet.

Beltraminelli-Polese, Rina, geb. 1931, von Bellinzona TI (Buchenstrasse 7). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Belussi-Vögtli, Frida Emma, geb. 1913, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

Bornhauser-Lutz, Elisabeth Anna Gertrud, geb. 1942, von Basel BS und Weinfelden TG (Falkensteinerstrasse 62). Trauerfeier Montag, 30. Juli, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Brühlmann-Häseli, Karl Remigius, geb. 1923, von Appenzell AI (Dorfstrasse 38). Trauerfeier Mittwoch, 8. August, 14.30 Uhr, APH St. Christophorus, Basel.

Burckhardt-Wackernagel, Annemarie, geb. 1930, von Basel BS (Rennweg 92). Trauerfeier Freitag, 17. August, 14.30 Uhr, Basler Münster.

Burkhalter, Stefan, geb. 1956, von Hasle bei Burgdorf BE (Strassburgerallee 80). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Chlebovic, Dasa, geb. 1950, von Thörigen BE (St. Johannis-Ring 28). Beisetzung in der Slo-wakei.

Demont-Neuner, Helene, geb. 1920, von Basel BS (Reinacherstrasse 290). Wurde bestattet.

Fluri, Verena, geb. 1934, von Ebnet-Kappel SG (Klybeckstrasse 45). Wurde bestattet.

Fuchs-Zähndler, Alice, geb. 1922, von Basel BS (Häsingerstrasse 35). Wurde bestattet.

Grellinger-Schneider, Hedwig Anna, geb. 1918, von Basel BS (Hirschgässlein 42). Trauerfeier Freitag, 27. Juli, 15.15 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Grogg, Frida, geb. 1914, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

Gysin, Margrit, geb. 1930, von Basel BS (Riehenstrasse 300). Wurde bestattet.

Haas-Hunkeler, Josef Alois, geb. 1928, von Basel BS (Grienenstrasse 114). Wurde bestattet.

Häring, Markus, geb. 1952, von Aesch BL (Steinentorstrasse 26). Wurde bestattet.

Haslimann-Rasig, Wilhelm Josef, geb. 1921, von Emmen LU (Brombacherstrasse 9). Wurde bestattet.

Hofer-Balmer, Heidi Rosmarie, geb. 1948, von Arni BE (Waldshuterstrasse 4). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Hubschmid-Nobs, Ernst, geb. 1919, von Basel BS (Horburgstrasse 54). Wurde bestattet.

Iseppi, Olga Maria, geb. 1919, von Italien (Morgartenring 139). Wurde bestattet.

Jeuch-Scossa, Pierina Maria, geb. 1923, von Baden AG (Clara-graben 101). Wurde bestattet.

Kienberger-Dubach, Arnold, geb. 1930, von Oeschgen AG (Hegeheimerstrasse 79). Trauerfeier Freitag, 27. Juli, 14.15 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kocher-Bernardi, Hans, geb. 1924, von Basel BS (Rixheimerstrasse 21). Wurde bestattet.

Langendorf-Kästel, Maria, geb. 1920, von Riehen BS (Murten-gasse 2). Wurde bestattet.



Rudin, Claus, geb. 1944, von Basel BS und Arboldswil BL (Birsstrasse 139). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Sarbach-Wysen, Johann Friedrich, geb. 1926, von Frutigen BE (Elisabethenstrasse 23). Wurde bestattet.

Schaub, Roger Daniel, geb. 1960, von Basel BS und Itingen BL (Wasgenring 104). Wurde bestattet.

Schneider-Weidenbach, Peter Emil, geb. 1933, von Basel BS (Clarastrasse 23). Wurde bestattet.

Schwyn-Maurer, Max Willy, geb. 1920, von Beringen SH (Sternengasse 27). Wurde bestattet.

Thalmer-Maurer, Gertrud Martha, geb. 1926, von Winterthur ZH (Gundeldingerstrasse 329). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Tschudin-Pesenti, Virginia Anna, geb. 1918, von Basel BS (Bruderholzweg 21). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Valeri, Cecilia Valeria, geb. 1921, von Mosnang SG (Burgfelderstrasse 188). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Zwicker, Maria Karolina, geb. 1921, von Waldkirch SG (Holeestrasse 119). Wurde bestattet.

RIEHEN

Gerspacher-Studer, Gertrud Elsa, geb. 1923, von Riehen BS und Basel BS (Inzlingerstrasse 50). Trauerfeier Dienstag, 7. August, 14.15 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Knaus, Martha, geb. 1914, von Hemberg SG (Schützengasse 51). Wurde bestattet.

Lais-Grenacher, Elsa, geb. 1929, von Deutschland (Albert-Oeri-Strasse 7). Wurde bestattet.

Meyer-Gutzwiller, Elsa Nelly, geb. 1925, von Basel BS (Hörnli-allee 147). Wurde bestattet.

Miescher, Hans Karl, geb. 1921, von Aarwangen BE (Kettenackerweg 2). Wurde bestattet.

Lehmann-Tratschin, Robert, geb. 1925, von Hindelbank BE (Wiesendamm 20). Wurde bestattet.

Lörtscher-Frei, Werner Alois, geb. 1931, von Basel BS (Gustav-Wenk-Strasse 47). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Manser, Hanspeter, geb. 1947, von Basel BS (Zähringerstrasse 16). Wurde bestattet.

Mayr-Flückiger, Verena, geb. 1918, von Basel BS (St. Alban-Vorstadt 85). Wurde bestattet.

Mohler-Bechet, Hans-Ruedi, geb. 1931, von Diegten BL (Oetlingerstrasse 7). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Nellen-de Sepibus, Paula, geb. 1922, von Basel BS (Giornicostrasse 144). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Richter-Lüthi, Gertrud, geb. 1926, von Zürich ZH (Kapellenstrasse 17). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Riesemann-Reuteler, Hans Franz, geb. 1923, von Basel BS (Laufenburgerstrasse 10). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Offizieller Notfalldienst Basel-Stadt und Basel- Landschaft

061 261 15 15

Notrufzentrale 24 h.

Ärzte, Zahnärzte, Kostenlose medizinische Beratung der Stiftung MNZ

**Notfalltransporte:
144**

**Notfall-Apotheke:
061 263 75 75**

Basel, Petersgraben 3.
Jede Nacht: Mo-Fr ab 17 h,
Sa ab 16 h, Sonn- & Feiertage
durchgehend offen.

**Tierärzte-Notruf:
0900 99 33 99**

(Fr. 1.80/Min. für Anrufe ab
Festnetz)

**Öffnungszeiten der Fried-
höfe Hörnli und Wolf:**
Sommerzeit: 7.00-19.30 Uhr
Winterzeit: 8.00-17.30 Uhr

ALLSCHWIL

Kiefer, Albert, geb. 1914 (Steinbühlweg 37). Beisetzung im engsten Familienkreis.

Lauer, Carlo, geb. 1935, von Zürich ZH (Muesmattweg 33). Wurde bestattet.

Lüthi-Erdin, Edith, geb. 1933, von Basel BS und Rüderswil BE (Baslerstrasse 111, mit Aufenthalt in Binningen). Trauerfeier Montag, 30. Juli, 11 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Madörin-Heim, Lilly, geb. 1927, von Itingen BL (Lindenstrasse 36). Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Predieri-Merz, Bruno, geb. 1934, von Schlierbach LU (Spitzwaldstrasse 220). Wurde bestattet.

ARLESHEIM

Schärer, Erika Martha, geb. 1924, von Sumiswald BE (Aescherweg 12). Wurde bestattet.

BENNWIL

Quandt-Rauh, Walter, geb. 1925, von Bennwil BL (Dorfstrasse 14). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

BIRSFELDEN

Grunder-Jauslin, Marlise, geb. 1942, von Rüti bei Lyssach BE (Rheinparkstrasse 25). Wurde bestattet.

Schwörer-Bühler, Klara, geb. 1921, von Schönenbuch BL (Hardstrasse 21). Wurde bestattet.

LAUSEN

Mangold-Thommen, Olga, geb. 1928, von Lupsingen BL (Hirsweg 5). Wurde bestattet.

MÜNCHENSTEIN

Bertazzo-Lüdin, Antonio, geb. 1923, von Basel BS (Pumpwerkstrasse 3). Abdankung und Urnenbestattung Freitag, 27. Juli, 14 Uhr, Dorfkirche Friedhof Münchenstein.

Gall-Roser, Gottfried, geb. 1910, von Basel BS und Hirschtal AG (Hammerstrasse 88, Basel). Wurde bestattet.

Lüdin-Künzli, Hedwig, geb. 1915, von Ramlinsburg BL (Pumpwerkstrasse 3). Wurde bestattet.

Perriard-L'Epée Alfred Paul, geb. 1926, von Chénens FR (Birs-eckstrasse 35). Wurde bestattet.

MUTTENZ

Lanfranchi, Giuseppe, geb. 1923, von Muttenz BL und Poschivao GR (Lachmattstrasse 77). Bestattung im Familien- und Freundeskreis.

Scandella-Borsetta, Lina, geb. 1927, aus Italien (Tramstrasse 83, APH Zum Park). Wurde bestattet.

Stohler, Rosmarie Edith, geb. 1937, von Basel BS (Gänsbühlgartenweg 21). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

PRATTELN

Miesch-Mesmer, Elsa, geb. 1922, von Titterten BL (APH Madie, Bahnhofstrasse 37). Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Müller-Brönnimann, Dora, geb. 1944, von Wartau SG (Rheinstrasse 43). Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Ponnampalam, Shanmugam, geb. 1937, aus Sri Lanka (Ergolzstrasse 3f). Wurde bestattet.

Rotzetter-Zaugg, Josephina, geb. 1925, von Pratteln (Frenken-dörferstrasse 35). Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Stohler-Heisler, Eugen, geb. 1920, von Pratteln BL (Oberfeldstrasse 33b). Wurde bestattet.

Weisskopf-Bitterli, Rudolf, geb. 1921, von Pratteln BL (Wartenbergstrasse 20). Wurde bestattet.

REINACH

Häfliger-Roth, Heidi, geb. 1943, von Escholzmatt LU (Neueneichweg 31). Wurde bestattet.

Kraft-Crevoisier, Jean, geb. 1927, von Glovelier JU (Bruderholzstrasse 70). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Freitag, 27. Juli, 14 Uhr, Friedhof Glovelier JU.

Müller-Fischbacher, Alice, geb. 1924, von Meikirch BE (Baselstrasse 47). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Montag, 30. Juli, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Todesanzeigen und Danksagungen:

Lukas Ritter, Tel. 061 561 61 51
lukas.ritter@tageswoche.ch



Zuzüger haben die eingeschworene Gemeinschaft von Hersberg nachhaltig verändert. Es ist die Aufgabe von Gemeindepräsident Florian Kron, Alt und Neu zusammenzubringen.



► musste. Alt Regierungsrat Erich Straumann wurde 2008 als Statthalter eingesetzt, vorbei war es mit der Selbstständigkeit jener, die so viel auf die Selbstständigkeit geben.

Vier Jahre später blättert Straumann in einem dicken Ordner und lächelt leise dabei. «Das war meine verchachtelt dort oben auf der Alp», erzählt der ehemalige Regierungsrat. Anstand habe man den Hersbergern lernen müssen, die einfachsten Regeln. «Aber es hat funktioniert!» Auch eine Fusion stand damals im Raum, mit Arisdorf. Aber die wollten die Probleme «von der Alp» nicht auch noch bei ihnen unten im Tal.

Es sei halt eben so eine Sache mit den Baselbietern und ihrem Stolz. Auch er, sagt Straumann, der immer bestens mit seinen Kollegen von der Stadt zusammengearbeitet habe und grosse Sympathien für die Basler habe, auch er sei «immun» gegen eine Fusion. «Das wurde uns eingepflegt.» Mindestens zwei Generationen dauere es noch, bis die Baselbieterinnen und Baselbieter bereit wären, einen Schritt auf die Basler zuzugehen. Gleiches gelte für Fusionen auf Gemeindeebene. «Der Baselbieter will sein Eigenes behalten. Seine Turnhalle, sein Feuerwehrmagazin, seine Beiz.»

Als Straumanns Arbeit auf der Alp getan war, übergab er an Florian Kron, einen jungen und «hervorragenden» Gemeindepräsidenten. Kron ist offen für eine enge Zusammenarbeit mit anderen Dörfern, mit anderen Kantonen.

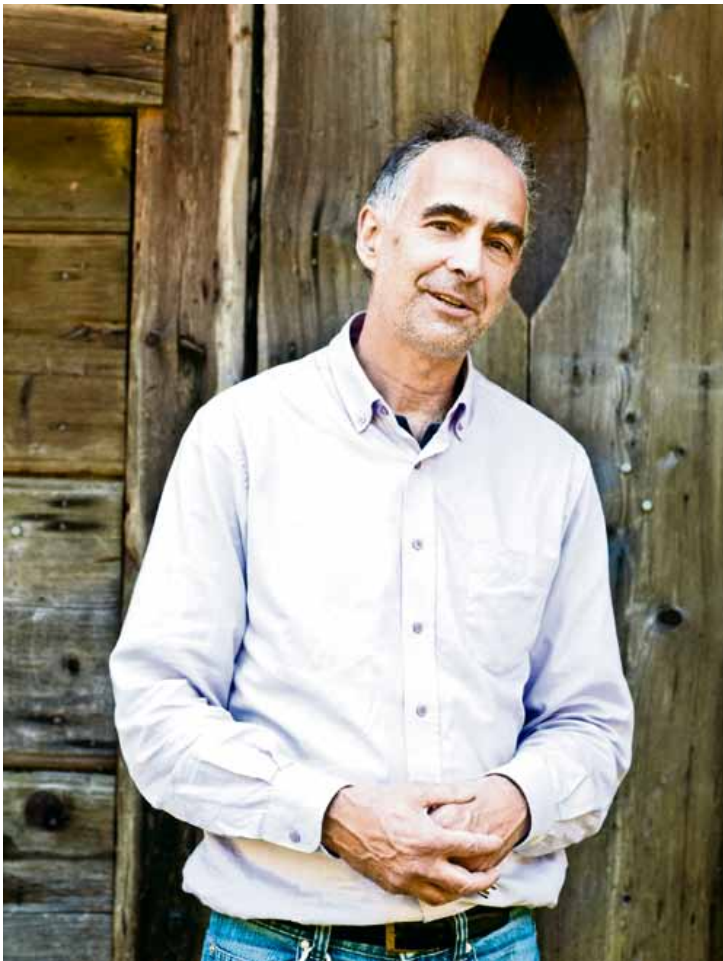
Aber nur, wenn es auch etwas bringt. Auf einer praktischen, nicht auf einer ideellen Ebene. Darum spricht sich Kron, der in einem Kinderheim in Basel arbeitet, nicht für eine Fusion der beiden Basel aus. «Wenn man fusioniert, dann muss die gesamte Nordwestschweiz zu einem Ganzen werden.»

Es bleibt beim Nein

Abgestimmt wird vorerst aber nur über die alte Forderung – sollte die Wiedervereinigungsinitiative der Grünen tatsächlich zustande kommen. Imhof, der ehemalige Bauer, wird selbstverständlich wieder Nein stimmen. Wie immer noch die deutliche Mehrheit im Dorf, davon ist er überzeugt. «Auch wenn es viele Neuzuzüger gibt, die in der Stadt arbeiten oder aus anderen Gründen häufig dort sind und entsprechend offen für eine Wiedervereinigung sein werden.»

Imhof selbst hat nichts gegen Basel; die Stadt interessiert ihn aber auch nicht mehr als Zürich, Bern oder Bümpliz. «Wir Baselbieter sind halt einfach ein eigenes Völkli, stolz auf unseren Kanton, das Baselbiet.» Sagt er und lacht. Dann wird er wieder ernst, weil er noch einmal auf die ständigen neuen Vorgaben der Liestaler Behörden und die ideenlose Sparerei der Regierung zu sprechen kommt. Diesen Kanton zu lieben, fällt in der aktuellen Lage auch einem Hersberger durch und durch nicht leicht.

✉ tageswoche.ch/+azeij



«Amici»-Präsident Marco Giacometti vor dem Atelier seiner berühmten Namensvettern.

Giacometti mischt das Bergell auf

Alberto Giacometti sorgt für Unruhe. Nicht in der Kunstwelt, sondern unter den Menschen in seiner Heimat – im Bergell. Das geplante «Centro Giacometti» spaltet die Talbevölkerung.
Von Urs Buess,
Fotos: Michael Würtenberg

Abends, kurz nach zehn tauchte er auf. Wir sassen vor dem Hotel Bregaglia in Promontogno beim Schlummertrunk und ordneten ein, was wir im Laufe des Tages über das geplante «Centro Giacometti» erfahren hatten. Es soll 2016 eröffnet werden, im 50. Todesjahr des Bildhauers und Malers Alberto Giacometti, und zwar in Stampa, wo er geboren wurde und bis zum Tod immer wieder lebte.

Wir rätselten über die Argumente der Leute, die das Projekt bekämpften, und hätten gern mit dem heimlichen Kopf der Opposition gesprochen. Mit Gian Andrea Walther. Er, der ehemalige Sekundarlehrer und Präsident der «Società Culturale», war weder telefonisch erreichbar noch trafen wir ihn zu Hause. «Vielleicht», sagte eine Frau, «ist er am Heuen. Ich glaube, ihn auf dem Schilter gesehen zu haben.» Ein Phantom?

Wie ein Riegel steht der spätklassizistische Kasten des Hotels Bregaglia mitten im Tal. Jahrelang war der Betrieb eingestellt, heute ist der Bau zum Kunsthotel geworden. Ein Churer Galerist hat namhafte Künstler aus der Schweiz dafür begeistern können, Installationen einzurichten und Kunstwerke auszustellen. Das lockt Touristen an,

die Kunst belebt das Hotel, die Zimmer werden wieder vermietet, zu günstigen Preisen, WC und Duschen auf dem Gang. Das Hotel trennt sozusagen das obere vom unteren Bergell, im Dunkel der Nacht wirkt es noch wichtiger als am Tag, links und rechts schiessen die steilen Bergmassive hoch, im Hintergrund rauscht die Maira.

Und dann eben, kurz nach zehn: Aus dem finsternen Nichts taucht jemand auf, huscht die fünf Treppenstufen ins Restaurant hoch – ein grau gelockter, kräftiger Mann, bärtig, be-

Aus dem Nichts taucht er auf: grau gelockt, bärtig, kräftig, behende.

hende. Wir haben ein Foto von ihm gesehen: Das muss Gian Walther sein. Der Mann, der im Hintergrund die Fäden des Widerstands gegen das «Centro Giacometti» ziehen soll. Und nun sitzt er drinnen, bei einem Glas Wein, sofort in eine heftige Diskussion verwickelt.

Ist er einfach der verstockte Bergler, der sich gegen Neues wehrt und auch

dagegen, dass einer aus dieser Talgemeinschaft, eben Alberto Giacometti, allzu weit über die anderen hinausragt?

Ein ehrgeiziges Projekt

Gewiss, das «Centro Giacometti» ist ein ehrgeiziges Projekt. Als die gutbesuchte Gemeindeversammlung am 24. April dieses Jahres über einen Beitrag von maximal zwei Millionen Franken abstimmen sollte, rechneten die «Centro»-Anhänger noch mit 17,5 Millionen Franken, die sie alles in allem investieren wollten. Zwei Millionen von der Gemeinde, der Rest von Sponsoren. Es ist nicht der erste öffentliche Beitrag ans Projekt. 2009 hatte die Gemeinde schon 100 000 Franken bewilligt, ein Jahr später kamen weitere 150 000 Franken dazu.

60 Prozent der Stimmenden sagten an jenem 24. April Ja zum Kredit. Sie knüpften aber die Bedingung daran, dass der Gemeindebeitrag höchstens zehn Prozent der Gesamtkosten ausmachen dürfe – mit anderen Worten: Der Verein «Amici del Centro Giacometti» muss namhafte Sponsorenbeträge eintreiben.

Für den Präsidenten des «Amici»-Vereins war die Zustimmung zum Kre-

dit ein gutes Zeichen. Wie sein Name, Marco Giacometti, vermuten lässt, ist er ein entfernter Verwandter des grossen Künstlers, besser gesagt: der grossen Künstler. Auch Albertos Vater Giovanni und Onkel Augusto gehören zur Malerdynastie aus dem Bergell. Sie alle sollen im neuen Centro gewürdigt werden.

So jedenfalls planen es die «Amici» mit ihrem umtriebigen, ideenreichen Präsidenten, dessen Kurzbiografie schon eine ungewöhnliche Persönlichkeit vermuten lässt. Der 52-jährige Marco Giacometti war Anfang der 1990er-Jahre Zootierarzt in Basel, wird bis Ende dieses Jahres Geschäftsführer des Schweizerischen Jagdverbandes sein, will dann nach einer Weiterbildung in den Lehrerberuf wechseln, war auch mal interimistischer Leiter des Tal-museums «Ciäsa Granda», er ist verheiratet mit einer Ukrainerin. Und er hat sich – nebenamtlich – dem «Centro Giacometti» verschrieben.

Erlebnisweg zwischen Ställen

In der «Casa Pontisella» in Stampa, einem leerstehenden Palazzo-ähnlichen Haus an der Talstrasse, so erzählt er, soll eine Dauerausstellung entstehen, ein Seminarraum und ein Bistro. Auf



«Das Bergell ist mehr als Giacometti, Giacometti, Giacometti!»: Gian Walther wehrt sich gegen ein Zentrum, das Giacometti-Anhänger ins Tal locken soll.

einem Erlebnisweg kommt man an den Standorten vorbei, wo die Staffeleien der Künstler gestanden haben, und man sieht, welches Bild entstanden ist. Ungenutzte Ställe im Dorfczentrum werden zu multimedialen Ausstellungsräumen umgebaut. Aus Videogesprächen mit Leuten aus dem Tal, welche die Künstler noch gekannt haben, erfährt man, wie das Leben im Dorf war und welche Begegnungen sie mit den Künstlern hatten.

Die Aufnahme der Zeitzeugnisse hat bereits angefangen – bezahlt aus den bisherigen Gemeindegeldern und Gönnerbeiträgen von der Bündner Kantonalbank, der Berghilfe, Swisslos. Eine Website orientiert detailliert über das Erreichte, über das Geplante, über die gegenwärtigen Schwierigkeiten.

Unbekannte Frauenakte

Doch an Letztere denkt jetzt Marco Giacometti gar nicht, wenn er seinen Visionen freien Lauf lässt. Er gestikuliert, steht auf, vom Wohnzimmer aus zeigt er, wo der Giacometti-Erlebnisweg durchgehen soll, welche Ställe – einer gehört ihm – das Projektteam ins Projekt einbeziehen will. Dann deutet er auf das Gebäude vis-à-vis der Stras-

se: das Atelier. Giovanni Giacometti hat es eingerichtet, Alberto hat es übernommen. Seit Jahrzehnten ist es unzugänglich für die Öffentlichkeit, nur wenige durften es betreten.

Die einen haben Ideen, die anderen haben das Material.

Wir fragen, ob man da mal einen Blick reinwerfen könne. Marco Giacometti holt einen Schlüssel. Erst vor wenigen Tagen habe er Gäste ins Atelier geführt – den gesamten Bundesrat nämlich, als er auf seinem traditionellen Reisli in den Kanton von Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf im Bergell Halt gemacht habe.

Und dann stehen wir im Atelier. Marco Giacometti reißt alle Läden auf, öffnet die Tür zum Balkon und lässt Licht in den legenden-umwitterten Raum. Ein Tisch, ein Stuhl und eine Metallpresse, auf der Giovanni Giacometti seine Holzschnitte druckte. Überall Zeugnisse des Wirkens der beiden Künstler Giovanni und Alberto, zwei Staffeleien voller Farbkleckse, Al-

bertos Farbpalette, sein Aschenbecher, dann die Brandspuren, die der Kettenraucher hinterliess, wenn er die Glimmstängel am Boden oder auf dem Tisch ausglühen liess.

Neben dem Ofen hat Giovanni impressionistische Malübungen hingepinselt, ganz klein sind seine einzigen Frauenakte zu sehen. Marco Giacometti ist überzeugt: «Diesen Raum muss man der Öffentlichkeit zugänglich machen.»

Marco Giacomettis Pläne fürs «Centro» tönen spannend. Die Stiftung Giacometti in Zürich sowie jene in Paris haben sich positiv zu den Plänen geäußert, der Verein «Amici» hat bereits 170 Mitglieder. Eigentlich wäre alles auf bestem Wege, wenn...

Ja, wenn nur dieses eine kleine, aber verflixte Detail nicht wäre: Die Werke der Giacomettis, die sich im Tal befinden, sowie das Atelier gehören der «Società Culturale di Bregaglia». Und die «Culturale», wie der Verein im Tal genannt wird, hat offenbar keine Lust, beim Projekt mitzumachen. Die einen haben Ideen, die anderen das Material, könnte man sagen.

Marco Giacometti sagt es so: «Am Anfang, im Jahre 2009, wollte ich das Projekt als Museumsleiter mit der «Culturale» aufbauen. Doch man zeigte

mir die kalte Schulter.» Deshalb hat er die «Amici» gegründet, die zielstrebig die Pläne für das «Centro Giacometti» vorantreiben. «Und jetzt, da das Projekt konkret ist», schimpft er, «klagen sie, wir hätten sie zu spät einbezogen. Nun spielen sie auf Zeit. Die mögen Projekte anderer nicht. Das ist das Hauptproblem.»

Das Problem und sein Name

Möglicherweise hat dieses Hauptproblem auch einen ganz konkreten Namen: Gian Walther, der Mann, den wir den ganzen Tag vergeblich gesucht haben und der nun drinnen im Restaurant debattiert. Wir haben ihn unterdessen angesprochen, er hat uns an den Tisch gebeten und geht direkt zur Sache. «Die Giacomettis brauchen doch um Himmels willen keine neue Stätte», schimpft er. Denn: Die «Società Culturale», deren Präsident er während mehr als 30 Jahren war – «mehr als 30 Jahre!», wiederholt er – hat im Talmuseum «Ciäsa Granda» einen Keller ausgebaut und eingerichtet, in dem die Werke der Giacomettis zu sehen sind – die «Sala Giacometti». Dort unten hängen wertvolle Gemälde und Skizzen von Vater, Onkel und Al-

berto Giacometti, da stehen Büsten, Skulpturen. Auch Werke von Varlin, einem weiteren international renommierten, allerdings zugewanderten Bergeller Maler. Unter anderem das Bild «Die Leute meines Dorfes» – fast

**Bis zu
25 000 Touristen
pro Jahr soll das
«Centro» anlocken.**

drei Meter hoch, über sieben Meter breit, auf dem Varlins Freund Friedrich Dürrenmatt verewigt ist.

«Genügt denn das nicht?», fragt Gian Walther. Was diese «Amici» planen, grenze an Grössenwahnsinn. «Wer sich für unsere Künstler interessiert, kann jederzeit kommen.» Noch mehr Leute herankarren zu wollen, hält er für einen Unsinn. Cars voller Japaner! Von 25 000 Touristen pro Jahr würden die «Amici» reden. «Solche Völkerwanderungen schaden dem Tal», sagt Walther, nur volkswirtschaftliche Theoretiker könnten im Ernst daran glauben, dass mit diesem Tourismusprojekt die Abwanderung aus dem Tal gestoppt und die Logierzahlen in den Bergeller Hotels verbessert werden könnten. Das Bergell sei nicht einfach «Giacometti, Giacometti, Giacometti».

Walther sagt, man solle doch mal zur Kenntnis nehmen, wie viele Leute hergereist kämen, um Roman Signer, Gaudenz Signorell, Not Vital anzusehen – zeitgenössische Kunst hier im «Arte Hotel Bregaglia» – «Immer diese Giacometti!».

Wie Donnerrollen

Gian Walthers Tiraden im schummrigen Licht des Restaurants wirken wie Donnerrollen zwischen Bergwänden. Einwände gegen seine Argumente gehen unter. Wir merken erst mit der Zeit, dass Gian Walthers Tischgenossen seine Ideen gar nicht teilen, jedenfalls nicht in vollem Umfang.

Im Gegenteil: Sie versuchen zu widersprechen. Besonders der eine, Grossrat Maurizio Michael, ist überzeugt, dass das Bergell die Giacometti besser vermarkten müsse. Natürlich sei das «Centro» etwas arg gross gedacht, und natürlich seien die einzelnen Projekte noch nicht ausgefeilt. «Aber man kann nicht immer warten, bis das letzte Detail geregelt ist, sonst geschieht gar nichts.»

Der dritte am Tisch, Renzo Giovanoli, steht irgendwo zwischendrin, zwischen «Amici» und «Culturale». Er, ein ehemaliger Gemeindepräsident, hat zwar am 24. April für den Kredit gestimmt, findet aber das Projekt auch überrissen, und es macht ihn sehr misstrauisch, dass die «Amici» jetzt



Die «Ciàsa Granda» in Stampa (rechts): Im Kellerraum sind die Werke von Augusto, Giovanni und Alberto Giacometti ausgestellt.



Impressionistische Malübungen mit Frauen-Akten von Giovanni Giacometti an der Wand des Ateliers in Stampa.



Spuren eines grossen Künstlers: Alberto Giacomettis Farbpaletten.

Gianna Negrini, die auf dem Friedhof, wo Alberto Giacometti liegt, den Rasen mäht, sagt: «Es kommen viele Leute am Grab vorbei. Man könnte durchaus etwas mehr bieten mit einem «Centro». Aber ob es so gross sein muss?»

Andere sagen, die Schwierigkeiten lägen halt schon in den unterschiedlichen Charakteren der beiden Exponenten: Der eine, Gian Walther, habe den Eindruck, sein Lebenswerk, sein Einsatz für das Bergeller Kulturgut, würde zu wenig gewürdigt. Der andere, Marco Giacometti, gehe zu wenig auf Einwände von Gegnern ein, übergehe andere und sei für viele zu umtriebig: «Kommst du nach einer Sitzung heim, hat er dir schon das Protokoll zugemault.»

plötzlich davon reden, das «Centro Giacometti» in reduziertem Umfang realisieren zu wollen für nur noch acht Millionen Franken. Plötzlich wolle man auf einen Neubau verzichten, und um Betriebskosten zu sparen, soll kein vollamtlicher Kunsthistoriker angestellt werden. «Das ist doch unseriös.»

Aber weil er zwischendrin steht, macht er auch Gian Walther Vorwürfe: «Du legst dich nur derart quer, weil du nicht von Anfang an miteinbezogen worden bist.» Dieser bestreitet das nicht ein-

**Nun sind die
«Amici» gezwungen,
die Planung
zu suspendieren.**

mal. Nur das Argument, dass er gegen die Pläne sei, weil da Vetterliwirtschaft betrieben werde – Marco Giacometti ist der Bruder der amtierenden Gemeindepräsidentin –, lässt er nicht gelten. «Ach was», sagt Walther, «hier ist doch jeder mit jedem irgendwie verwandt. Meine Grossmutter war auch eine Giacometti.»

Wen immer wir anderntags ansprechen: Alle Leute im Tal kennen das Projekt, wissen von den Querelen.

Starre Fronten

Im Moment herrscht Funkstille zwischen der «Culturale» und den «Amici». Das Angebot der Letzteren, das Projekt nun doch in enger Zusammenarbeit mit dem Talmuseum, der «Ciäsa Granda», zu realisieren, und erst noch in kleinerem Umfang, hat die Fronten nicht aufgeweicht.

Am 25. Juni haben sich Vertreter beider Vereine letztmals getroffen. Die «Amici» erwarten jetzt von der «Culturale» Vorschläge, wie es weitergehen soll. Diese haben eine Antwort in Aussicht gestellt – allerdings erst im Herbst. Das geht Marco Giacometti zu langsam, er befürchtet, mit diesem Tempo könne das «Centro Giacometti» bis zum Todesjahr Albertos nicht realisiert werden. Die «Amici» haben deshalb den Gemeinderat als Vermittler vorgeschlagen. Darüber kann Gian Walther nur lachen. Er sagte es mehrmals: «Ein Neuanfang für das «Centro» ist allenfalls dann möglich, wenn sich die «Amici» aufgelöst haben.»

Dicke Luft also im Bergell. Sie ist dem Gedeihen des «Centro Giacometti» nicht förderlich. Die «Amici» warten nun auf die vermittelnde Rolle

der Gemeindebehörden und «sind gezwungen, vorübergehend die Arbeiten des Fundraising, der Planung und der Dokumentation zu suspendieren». Dies schrieb «Amici»-Präsident Marco Giacometti am 12. Juli in einem Artikel in der Zeitung «Il Grigione Italiano».

Unterdessen teilte die Gemeindebehörde mit, dass sie die Vermittlerrol-

le nicht übernehmen werde. «Wie soll es weitergehen?», fragt Marco Giacometti. Auf die Anfrage bei der Bündner Kantonalbank, ob sie das Projekt weiterhin unterstütze, kommt ein lapidares Mail: «Besten Dank für Ihre Anfrage. Die Graubündner Kantonalbank kann dazu keine weiteren Auskünfte geben.»

► tageswoche.ch/tazeqx

Anzeige

Stimmen

FESTIVAL 11.07. – 06.08.2012

ROSENFELSPARK LÖRRACH

SA 28. JULI | 20 UHR

YEMEN BLUES // BARBATUSQUES

www.stimmen.com

Tickets

Premiumsponsoren:

 Sparkasse
Lörrach/Rheinsiden

Hauptsponsor:

 badenova

TICKET-HOTLINE: +49 (0)7621 - 94089 - 11/12

VORVERKAUF SCHWEIZ: ticketportal unter 0900 101 102
(CHF 1.19/Min., ab Festnetz), www.ticketportal.com



«Die Angst vor Ausländern wird gezielt geschürt»

Basels Integrationsbeauftragte Nicole von Jacobs über Ausländer erster und zweiter Klasse, Vorurteile gegenüber Expats und die Vorteile der Zuwanderung.

Interview:
Monika Zech
und Remo Leupin;
Fotos: Basile
Bornand

Nicole von Jacobs:
«Es ist nicht so, dass die Zuwanderer den Einheimischen Arbeitsplätze wegnehmen, wie das immer wieder behauptet wird.»

Schon der erste Blick in Nicole von Jacobs' Büro lässt erahnen: Hier arbeitet keine kalte Sozialbürokratin, sondern eine Frau mit Sinn fürs Sinnliche. An der Zimmerdecke hängen seit Wochen Dutzende von roten Herzen, von denen sich die 56-Jährige einfach nicht trennen kann – eine Überraschungssanktion der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Hochzeit der Chefin, die Ende Mai stattfand.

Von Jacobs, die von ihren Arbeitskollegen als warmherzige und kommunikative Frau beschrieben wird, ist seit einem Jahr Leiterin der neuen Fachstelle Diversität und Integration. Nachdem ihre Vorgängerin an der Führung der drei Fachstellen Gleichstellung von Männern und Frauen, Gleichstellung von Menschen mit einer Behinderung sowie Integration und Antidiskriminierung gescheitert war, waren die Erwartungen an Nicole von Jacobs gross. Sie selber sagte bei ihrem Amtsantritt, sie wolle Basel zu einer Stadt machen, «die Menschen aller Art willkommen» heisse. Nach einem Jahr zieht die Basler Integrationsbeauftragte ein erstes Fazit.

Frau von Jacobs, in Ihrem Büro hängen überall Herzen herum – Sie sind offenbar sehr verliebt.
Das auch. Vor allem aber bin ich frisch verheiratet – mit meinem Lebensgefährten, mit dem ich schon seit sechs Jahren zusammen bin. Meine Abteilung hat mir in dieser sehr originellen Form gratuliert.

Auch wir gratulieren und wünschen Ihnen Glück. Eine glückliche Hand scheinen Sie auch in Ihrem Job zu haben. Ihre Vorgängerin wurde kurz nach Amtsantritt wegen ihrer Empfehlung, das Anti-Minarett-Plakat zu verbieten,

heftig kritisiert. Sie sind jetzt ein Jahr als Integrationsverantwortliche im Amt, und es ist erstaunlich ruhig um Sie und Ihre Fachstelle. Was machen Sie anders?

Das hat weniger mit meiner Person zu tun als mit den Umstrukturierungen, die bei meinem Amtsantritt vorgenommen wurden. Die Fachstelle Integration bildet nicht mehr eine eigene Abteilung zusammen mit der Fachstelle für Gleichstellung, sondern ist seit einem Jahr in die Kantons- und Stadtentwicklung eingegliedert.

Inwiefern hat dies einen positiven Einfluss?

Der Aufgabenbereich ist nicht mehr so gross und so komplex, das Amt ist leichter zu führen.

Ihr Vorgesetzter, Thomas Kessler hatte einst in derselben Funktion wie Sie viele Auftritte in der Öffentlichkeit und wurde schweizweit als «Mister Integration» berühmt. Wie lebt es sich in seinem langen Schatten?

Sehr gut, für mich ist diese Situation optimal. Ich habe einen Chef, der sich im Thema auskennt und von dem ich lernen kann. Und er lässt mich absolut frei agieren.

Ihr Amt nennt sich Fachstelle für Diversität und Integration, der Titel Ihres integrationspolitischen Leitbilds lautet «Migration bringt Vielfalt» – das tönt stark nach Sozialromantik.

Wir sind sicher keine Sozialromantiker. Mit dem Begriff Diversität signalisieren wir, dass die Zuwanderung nicht nur Probleme mit sich bringt. Wir möchten die Bevölkerung für die Potenziale der Menschen sensibilisieren, die zu uns

kommen und unserer Gesellschaft auch viel Zugewinn bringen. Zum anderen kümmern wir uns sehr intensiv um jene Migranten, die Integrationsdefizite aufweisen.

Wie beurteilen Sie die aktuelle Ausländersituation in Basel?

Wir leben in einer sehr vielfältigen Stadt. Jeder Dritte in Basel ist Ausländer, und rund 40 Prozent der Einwohnerinnen und Einwohner haben einen Migrationshintergrund. Es stellen sich uns also die vielfältigsten Aufgaben. Es kommen Leute zu uns, die die Sprache erlernen wollen oder müssen, Menschen, die Arbeit suchen oder Kindererziehungsfragen haben. Und dann gibt es natürlich noch die Gruppe der hochqualifizierten Zuwanderer, die wieder ganz andere Bedürfnisse haben.

Und wie bewältigen Sie diese doch sehr divergierenden Aufgaben?

Wir versuchen, die Leute mit gezielten Programmen und Angeboten zu erreichen. Dabei gehen wir nicht mehr wie früher von Nationalitäten, sondern von Zielgruppen aus. Entsprechend der Frage: Wo ist das Hindernis für die Integration, und wie lässt es sich überwinden?

Braucht es überhaupt eine Fachstelle für Integration? Die Ausländer, die sich integrieren wollen, tun das von sich aus – und an die anderen, die daran nicht interessiert sind, kommen Sie gar nicht heran.

Gegen solche Pauschalisierungen wehre ich mich. Wir haben es hier mit ganz verschiedenen Leuten zu tun. Wir betreuen Menschen mit mittlerem, niedrigem und hohem Bildungsstand, Menschen mit mehr und weniger

Fähigkeiten und Leute mit charakterlichen Eigenschaften, die zur Integration dienen oder eben nicht. Es geht nicht an, alle Ausländer einfach in zwei Töpfe zu werfen. Die Hauptaufgabe meiner Fachstelle besteht darin, Leuten, die sich am Rand der Gesellschaft bewegen, zu helfen, in unserer Gesellschaft Fuss zu fassen.

Gelingt Ihnen das?

Durchaus. Zum Beispiel, indem wir den Zugewanderten in niederschweligen Kursen helfen, Deutsch zu lernen. Die Sprache zu beherrschen, ist der erste Schritt in die Integration.

Werden diese Kurse freiwillig besucht?

Die Menschen kommen zum Teil freiwillig, aber auch, wenn eine neue Lebenssituation das erforderlich macht, wenn zum Beispiel ein Jobwechsel bessere Sprachkenntnisse voraussetzt.

Wie viele Leute besuchen solche Sprachkurse?

Es werden rund 2000 Kursstunden pro Jahr angeboten, pro Stunde machen etwa sieben bis acht Leute mit.

Und wie erreichen Sie die Migrantinnen? Frauen sind ja oft in einer schlechteren Position, weil sie sich zum Beispiel aus kulturellen Gründen nicht frei in der Öffentlichkeit bewegen können.

Das ist genau jene Gruppe, die wir mit einem speziellen Programm, der sogenannten Sprachschule K5, erreichen wollen. Dieser Kurs steht nur Migrantinnen offen, und er ist mit einem Kinderbetreuungsangebot verbunden, damit die Frauen überhaupt teilnehmen können.

Thomas Kessler propagierte einst das Integrationskonzept «Fördern und Fordern» und erhielt damit von fast allen politischen Seiten Applaus. Arbeiten Sie noch immer nach diesem Konzept?

Ja. Unter Fördern und Fordern verstehen wir, dass der Prozess nicht einseitig sein darf. Dass der Staat also nicht nur gibt, sondern von den Geförderten auch eine Gegenleistung verlangen darf. Wir erwarten also ganz klar, dass die Ausländer unsere Integrationsangebote wahrnehmen und etwas aus diesen machen. Unser Konzept des Förderns und Forderns gilt aber für alle Seiten. Wir fordern auch von der einheimischen Bevölkerung und von den Unternehmen Goodwill. Wir verlangen etwa von den Firmen, dass sie Bewerbungen von Personen mit einem -ic am Schluss des Namens nicht gleich zur Seite legen.

Wie überprüfen Sie, dass die Zugewanderten die Integrationsangebote auch wirklich nutzen?

Das machen jene Ämter und Stellen, die bestimmte Massnahmen mit den Migrantinnen abgesprochen haben – also zum Beispiel das Arbeits-, Sozial- oder Migrationsamt.



Nicole von Jacobs

Nicole von Jacobs wuchs in Stuttgart auf und entstammt einer Flüchtlingsfamilie mit sudetendeutschen und russischen Wurzeln. Die heute 56-Jährige machte eine Ausbildung als Gymnasiallehrerin. Vor ihrer Anstellung als Basler Integrationsbeauftragte arbeitete sie mehrere Jahre bei Novartis Pharma als Personalleiterin und Trainingsmanagerin. Von Jacobs hat im Juni 2011 als neue Integrationsbeauftragte von Basel ein schwieriges Erbe angetreten. Ihre Vorgängerin Elisa Streuli hatte nach anderthalb Jahren, in denen ihre Amtsführung immer wieder kritisiert wurde, das Handtuch geworfen. Regierungspräsident Guy Morin, dem die Abteilung Gleichstellung und Integration direkt unterstellt war, reagierte nach ihrem Abgang mit einer Reorganisation und integrierte die Fachstelle für Diversität und Integration in die Abteilung für Kantons- und Stadtentwicklung des Präsidialdepartements. Nach einem Jahr unter von Jacobs Amtsführung, lässt sich feststellen: Die Kritik ist verstummt.

Und wenn sich die Leute verweigern?

Dann kommt es zu einer Integrationsvereinbarung – im schlimmsten Fall wird die Aufenthaltsbewilligung nicht verlängert, oder es erfolgt sogar eine Ausweisung.

Wie oft kommt es zu solchen Sanktionierungsmassnahmen?

Pro Jahr kommt es zu rund 70 Integrationsvereinbarungen und zu ein bis zwei Ausweisungen.

Sie haben vorhin die speziellen Bedürfnisse der hochqualifizierten Zuwanderer aus Nicht-EU-Staaten angesprochen. Was halten Sie vom kürzlich getroffenen Entscheid der Baslerbieter Regierung, die Deutschpflicht für diese Zuwanderer aufzuheben? Entsteht so nicht ein noch grösserer Graben zwischen den Expats und den «klassischen» Migranten mit tiefer Schulbildung?

Wie schon gesagt: Ich wehre mich dagegen, Zugewanderte pauschalisierend in einzelne Töpfe zu werfen. Bei den hochqualifizierten Zuwanderern handelt es sich um Leute, die meist für international operierende Unternehmen arbeiten. Sie kosten den Staat nichts. Im Gegenteil, der Staat profitiert sogar von ihnen. Denn diese Zuwanderer füllen Lücken im Arbeitsmarkt, zahlen Sozialbeiträge und Steuern.

Malen Sie die Situation nicht etwas zu schön? Viele Einheimische haben Angst vor der Zuwanderung – und das sind längst nicht nur schlecht qualifizierte Leute, die politisch rechts stehen. Wie gehen Sie mit diesen Ängsten um?

Sie haben recht, viele Menschen haben Angst vor den hochqualifizierten Zuwanderern. Diese Angst vor Ausländern beruht aber nicht auf Zahlen und Fakten, sie wird von bestimmten Interessengruppen gezielt geschürt.

Warum gelingt es Ihnen nicht, diesen Ängsten etwas entgegenzusetzen?

Das versuche ich zum Beispiel jetzt, indem ich Ihnen sage, wie sich die Sachlage verhält. Es ist eben nicht so, dass die Zuwanderer den Einheimischen Arbeitsplätze wegnehmen, wie das immer wieder behauptet wird. Auch sind sie nicht für die Wohnungspreise verantwortlich. Und ausländische Unternehmer, die sich hier ansiedeln, zerstören keine Jobs, sondern sie schaffen im Gegenteil mehr Arbeitsplätze – auch für Einheimische.

Hört man sich aber an der Uni oder in den Spitälern um, wird hinter vorgehaltener Hand kritisiert, dass der Anteil der ausländischen Hochqualifizierten zu gross geworden sei. Ignorieren Sie solche Kritik?

Nein, das darf man nicht. Man muss sich überlegen, wie man mit dieser Kritik umgeht. Aber hier handelt es sich um Fragen, die die Bildungs- und Hochschulpolitik beantworten muss.

Können Sie das konkretisieren?

Man könnte sich zum Beispiel fragen, wie man es in der Ausbildung schafft, dass sich wieder mehr Einheimische in Bereichen qualifizieren, wo heute Lücken bestehen. Man könnte sich überlegen, ob man den Numerus clausus im Medizinstudium abschaffen müsste, damit wieder mehr einheimische Ärzte auf den Arbeitsmarkt kommen ...

«Der Staat soll nicht nur geben, sondern auch eine Gegenleistung verlangen dürfen.»

Kritik kommt aber auch aus dem Bereich der Geisteswissenschaften, wo es keinen Numerus clausus gibt und der Anteil der Schweizer Ausgebildeten traditionell hoch ist.

Das betrifft dann aber die Personalpolitik der Unis, die man sich etwas genauer anschauen müsste, falls tatsächlich Ungleichgewichte bestehen. Wir von der Integrationsstelle befassen uns nicht mit den Ursachen, sondern den Folgen der Zuwanderung. Diese Frage müssten also die Hochschulen beantworten.

Was unternehmen Sie konkret, um die Expats zu integrieren?

Der Ausdruck Expats stört mich. Er impliziert, dass es sich dabei um Menschen handelt, die nur zwei, drei Jahre hier bleiben. Eine Studie, die wir kürzlich in Auftrag gegeben haben, hat jedoch gezeigt, dass rund 60 Prozent der hochqualifizierten Zuwanderer mehr als vier Jahre in der Region bleiben.

Und der Kanton unternimmt auch alle Anstrengungen, dass diese Hochqualifizierten dauerhaft bleiben ...

Das ist so. Wir bemühen uns, ein gutes Willkommensklima zu schaffen: mit Empfängen, Broschüren, Kursen, begleiteten Touren durch Basel, Hilfsangeboten bei der Wohnungssuche – da gibt es ganz viele Aktivitäten, um den Leuten das Ankommen zu erleichtern.

Im Unterschied zu den klassischen Migranten scheinen die Expats vom Staat regelrecht gehätschelt zu werden. Können Sie nachvollziehen, dass diese Zweiklassenbehandlung Unmut provoziert?

Wir machen eben gerade keine Zweiklassenbehandlung, indem wir unsere Willkommensangebote an alle Zuwanderer richten – also auch an die weniger gut qualifizierten.

Wollen sich Expats wirklich integrieren? Manche Einheimische halten Expats für arrogant, da sie sich nicht wirklich für unsere Sprache und Kultur zu interessieren scheinen.

Auch in Bezug auf die hochqualifizierten Zuwanderer sollte man keine Pauschalisierungen machen. Es gibt unter ihnen tatsächlich Leute, die dem Klischee der Hochnäsigkeit entsprechen, die sich verbarrikadieren und sich nur in ihrer englischen Community bewegen. Ich kenne aber persönlich viele andere, die Deutsch lernen und sich ak-

tiv in der Nachbarschaftsarbeit engagieren und in regionalen Vereinen mitmachen.

Die Kinder von Expats gehen meist in internationale Privatschulen. Das ist auch nicht gerade integrationsfördernd.

Das ist ein Problem, das wir sehr ernst nehmen. Auch vor dem Hintergrund, dass viele dieser Menschen sich dauerhaft niederlassen und dieser Trend auch von den Firmen gefördert wird, da die kurzfristigen Engagements von Hochqualifizierten sehr hohe Kosten verursachen. In der Regel ist es so, dass die Firmen festangestellten Zuwanderern die Gebühren für die internationalen Schulen nur zwei Jahre lang bezahlen – wir sprechen hier von bis bis zu 30 000 Franken pro Jahr und Kind. Wenn die Firma plötzlich nicht mehr zahlt, können sich die Familien diese Schulen gar nicht mehr leisten. Wir weisen diese Zuwanderer in speziellen Veranstaltungen auf diese Problematik hin und helfen ihnen, die Kinder ins hiesige Schulsystem einzugliedern.

Sie haben selbst mehrere Jahre bei Novartis als Personalleiterin gearbeitet. Was leistet dieses Unternehmen, um ihre Angestellten aus aller Welt zu integrieren?

Die Firma hilft in allen wichtigen Alltagsfragen – von der Wohnungssuche über die Einschulung der Kinder bis

hin zu Versicherungsfragen. Und sie offeriert Sprachkurse für die ganze Familie.

Davon kann ein tunesischer Flüchtling nur träumen ... Das ist richtig.

Ist das der Standard, der auch bei den anderen grossen Firmen wie etwa Roche und Syngenta gilt? Das ist der generelle Standard.

«Es gibt tatsächlich Leute, die dem Klischee der Hochnäsigkeit entsprechen.»

Genügt das – oder setzen die Firmen noch immer zu sehr auf den Staat?

Es genügt nicht immer. Wir haben Ideen, wie die Integrationsmassnahmen noch verbessert werden können – vor allem in der Sprachfrage. Das Interesse an den Deutschkursen, die von den Firmen angeboten werden, nimmt leider oft rasch ab, weil die Leute sich in den Unternehmen in einem englischsprachigen Umfeld bewegen.

Die Erfolge der Integrationsarbeit sind eher schwer überprüfbar, und ein wichtiger Teil Ihrer Arbeit

besteht darin, gegen Vorurteile und politische Anfeindungen zu kämpfen. Das ist ein Knochenjob. Warum tun Sie sich das an?

Ich bin selber Migrantin. Ich entstamme einer Flüchtlingsfamilie, die sich in Süddeutschland angesiedelt hat, und kenne die Probleme von Ausländern aus eigener Anschauung. Ich denke, dass ich anderen Zuwanderern sehr gut vermitteln kann, wie man sich erfolgreich integrieren kann. Zum anderen ist Basel der Ort, an dem ich zum ersten Mal so etwas wie ein Heimatgefühl entwickelt habe. Als ich die Möglichkeit erhielt, hier etwas für andere Ausländer tun zu können, brauchte ich nicht lange, um mich zu entscheiden.

Was hat denn Ihnen persönlich geholfen, sich hier so gut einzuleben?

Basel ist eine sehr einladende Stadt. Ich konnte hier rasch Kontakte mit Einheimischen und Menschen aus aller Welt knüpfen. Ausländer werden hier auch von den Ämtern mit viel Respekt behandelt. Das ist nicht überall so in Europa.

Besitzen Sie eigentlich inzwischen das Bürgerrecht?

Nein, ich bin erst seit zehn Jahren hier und darf mich erst nach zwölf Jahren einbürgern lassen. Ich möchte das später aber unbedingt tun.

📧 tageswoche.ch/+ayzxd

Anzeigen

Stimmen
FESTIVAL 11.07. - 06.08.2012

ROSENFELSPARK LÖRRACH
SO 29. JULI | 20 UHR

LIGHT IN BABYLON //
JULIETA VENEGAS

www.stimmen.com Tickets

TICKET-HOTLINE: +49 (0)7621 - 94089 - 11/12
VORVERKAUF SCHWEIZ: ticketportal unter 0900 101 102
(CHF 1.19/Min., ab Festnetz), www.ticketportal.com

VERLEGEN SIE IHREN LEBENSMITTELPUNKT NACH OBEN.

Im Markthallen-Tower – mitten im Zentrum von Basel.

3-Zimmer Wohnungen mit Weitblick im Markthallen-Tower zu vermieten:

- von 90 bis 101 m²
- von Etage 6 bis 11
- grosszügige Fensterflächen
- moderne Grundrisse

Jetzt informieren:
Michael E. Fader
Tel. 043 305 02 02
www.markthalle-basel.ch

MARKT HALLE

Ein Museum gegen die Angst

In Italien wächst der Widerstand gegen die organisierte Kriminalität. Immer mehr Ladenbesitzer und Unternehmer weigern sich, Schutzgeld zu bezahlen. Auch in Kalabrien, wo das Museo della 'ndrangheta das Zentrum des zivilen Aufstands bildet. *Von Marion von Zieglauer; Fotos: Simone Cerio*

Auf dem Kleber an der Windschutzscheibe des museumseigenen Mazda-Kombis steht gut sichtbar die Aufschrift «Vom Staat konfisziertes Mafiaeigentum». In den engen Strassen Reggios, der mit rund 180 000 Einwohnern grössten Stadt Kalabriens, schlängeln wir uns durch den Verkehr zum Museo della 'ndrangheta. «Es gibt in dieser Zone wahrscheinlich keinen einzigen Geschäftsmann, der den «pizzo», das sogenannte Schutzgeld, nicht bezahlt», sagt Claudio La Camera, einer der Leiter des Museums. Im steil angelegten historischen Kern reiht sich ein Geschäft ans nächste. Etwa drei Viertel der hier lebenden Bevölkerung stehen in Kalabrien mit der Mafia in Verbindung.

nommen. Seine Verwandten wohnen noch immer im Haus gegenüber.

Die Einführung des Gesetzes, das die Beschlagnahmung von Firmen, Häusern und Luxusbeständen vorsieht und damit den Reichtum, das wichtigste Symbol der Mafiosi angreift, trägt Früchte. Bislang wurden Güter im Wert von 650 Millionen Euro beschlagnahmt und neuen Bestimmungen zugeführt.

Das Schweigen brechen

«Der erste Schritt ist, die 'Ndrangheta beim Namen zu nennen», sagt La Camera, während er die Monitore der 20 Überwachungskameras kontrolliert, die im und rund ums Museum positioniert sind. «Ich will nicht mehr bei Einbruch der Dunkelheit in der Strassenmitte nach Hause laufen, weil an jeder Ecke ein Auto in die Luft gejagt werden kann.» Für Kinder soll es nicht zu den Alltagseindrücken gehören, Leichen auf der Strasse zu sehen wie während des ersten Mafiakriegs in den 1980er-Jahren.

Ziel des Museo della 'ndrangheta, das im Dezember 2009 eröffnet wurde, sei die Entmystifizierung der Mafia, sagt Claudio La Camera. Das Museum solle zu einem internationalen Studienzentrum werden, das die vielfältigen Forschungen über die 'Ndrangheta der Öffentlichkeit zugänglich macht.

Wir steigen wieder in den Mazda. Eine Woche lang führt er uns in jeden Winkel der ionischen Küste entlang, mitten in das Herz der Finsternis. Wir möchten wissen, wie Bevölkerung, Polizei und Staat gegen die Mafia antritt respektive mit ihr lebt.

Claudio La Camera hält quietschend vor der Quästur von Reggio. Staatsanwalt Giuseppe Pignatone beginnt gerade mit der Pressekonferenz, dann werden die drei Verhafteten abgeführt. Illegale Spielautomaten, versuchte Erpressung – ein Automatenbesitzer hat das Schweigen gebrochen. Die Mutter eines Straftäters schreit hysterisch neben uns «Vittorio», als ihr Sohn an ihr vorbeigeht und im Polizeiwagen verschwindet. Vittorio winkt mit den Handschellen und grinst.

2010 gelang es den Behörden, über 1000 'Ndranghetisten festzunehmen und durch Abhörungen in der Polizeioperation «Crimine» die hierarchische Struktur der Organisation ans Licht zu bringen. Die 'Ndrangheta organisiert sich in vertikalen Familienclans. Über 155 Clans, sogenannte cosche oder 'ndrine, die sich aus 49 Mitgliedern zusammensetzen, finden sich in den Erhebungen der Polizei.

Die 'ndrine hängen ihrerseits an den locali oder società, die bestimmte Einzugsgebiete kontrollieren: Die Ionica umfasst die aspromontische Gebirgszone rund um San Luca, die Tirrenica den Hafen um Gioia Tauro, und Reggio kontrolliert die kalabrische Hauptstadt Reggio Calabria. Diesen Einheiten sitzen jeweils Abgeordnete vor, oberster Chef ist der «capo dei capi», der jährlich während einer Prozession im Bergkloster in Polsi hinter einer hohlen Eiche, oberhalb von San Luca gewählt wird.

Drei Viertel der Kalabresen stehen in Verbindung mit der 'Ndrangheta.

Wir tauschen den Mazda gegen einen Wagen der Carabinieri und machen uns auf den Weg nach Platì. Seit die Behörden über 15 Bunker entdeckt haben, in denen sich Mafiabosse jahrelang versteckt hielten, sind die abgeschotteten Dörfer Kalabriens ins Zentrum des öffentlichen Interesses gerückt. Mareciallo Vito fährt, neben ihm sitzt Claudio. Sie sind beide nicht aus Kalabrien. Die jungen Polizisten, knapp 30 Jahre alt, sehen ihren Aufenthalt in Kalabrien als Zwischenstation. Der Dienst in diesem gefährlichen Distrikt dauert normalerweise nicht mehr als drei Jahre, und nachher stehen die Chancen gut, an einen ruhigeren Ort versetzt zu werden, an Familie und Nachwuchs zu denken.

Zwischen Bianco und Platì gibt es auf 100 Kilometern Strecke weder ein Sozialzentrum noch eine Bibliothek. In



Rechtsalltag in Reggio: Selbst verurteilte Mitglieder der 'Ndrangheta fühlen sich angesichts des politischen Einflusses der Organisation sicher und belächeln die Justiz.

In Museen wird traditionellerweise Vergangenheit konserviert. Das Museo della 'ndrangheta versteht sich aber als Ort, in dem ein neues kollektives Gedächtnis geschaffen wird. Die Villa gehörte einst Giovanni Puntorieri. 2006 wurde er wegen Mordes an einem 15-Jährigen und Drogenhandels festge-



Das Versteck von Giuseppe Barbaro: In einem Bunker unterhalb seines Hauses entzog sich «u sparitu», «der Verschwundene», 14 Jahre lang dem Zugriff der Polizei.

den abgeschiedenen Dörfern an der ionischen Küste Kalabriens gross zu werden, ohne selbst Mitglied der Mafia zu sein, sei fast unmöglich, erzählen die Carabinieri. Die pittoreske Landschaft, das funkelnde Meer, die blühenden Olivenhaine und die Aussicht auf das nahe liegende Sizilien verschleiern den Blick auf die Realität.

Knotenpunkt des Kokainhandels

Der italienische Wochenzeitung «L'Espresso» spricht von einem regelrechten Bürgerkrieg, der sich in Kalabrien abspielt. Fehlende Perspektiven, Jugend Arbeitslosigkeit von knapp 30 Prozent und die Armut der Bevölkerung machen den Boden für das organisierte Verbrechen fruchtbar. Die 10 000 Mann starke 'Ndrangheta erbeutet jährlich 44 Milliarden Euro, den Hafen von Gioia Tauro passieren rund 75 Prozent des nach Europa importierten Kokains.

Der Einfluss der Mafia reicht vom Bausektor über die Landwirtschaft bis hinein in die Lokal- und Regionalpolitik. Nur 20 Prozent des Bruttoinlandprodukts der Region werden legal erwirtschaftet, der grosse Rest des in Kalabrien ausgegebenen Geldes stammt aus illegalen Machenschaften.

Die Strassen von Plati fallen in sich zusammen, weil unter ihnen Fluchttunnels gegraben wurden, Strassenschilder sind von Geschossen durchlöchert, Roh-

bauten, architektonische Skelette so weit das Auge reicht. Eine Mutter zieht ihr Kind in eine Seitengasse, eine alte Frau verschwindet hektisch in einem schmalen Spalt zwischen den alten Gemäuern, als sie den Polizeiwagen sieht. Gardinen würden zugezogen, wenn es in den Steinruinen welche gäbe. Stattdessen versperrten zerschlagene Scheiben, Müll und zugemauerte Türen neugierigen Blicken die Sicht. Ein Junge auf seinem Motorrad fährt argwöhnisch an uns vorbei, während wir mit der Polizeieskorte in die Mafiabunker steigen, sonst sind die Strassen menschenleer.

Plati ist das Herz der 'Ndrangheta. In einem Bunker, 15 Meter unter seinem Haus, versehen mit Ehebett, TV-Apparat und Sanitäranlagen, konnte sich Giuseppe Barbaro, der «u sparitu» («der Verschwundene») genannt wurde, 14 Jahre lang vor der Polizei verstecken. Der Boss von Plati stand wegen Drogenhandels und Mordverdachts auf den Fahndungslisten. Die Polizisten wurden bei einer Razzia auf den Bunker aufmerksam, als sie in dem leeren Haus frisch gekochten Kaffee rochen.

Zwei Häuser weiter, hinter einer dicken unverputzten Mauer, fanden die Carabinieri das Versteck von Saverio Trimbolo: ein hinter einem Zementblock verborgener 20 Quadratmeter grosser Raum. Dem Ideenreichtum der Mafiosi sind keine Grenzen gesetzt. Im nächsten Haus ermutigen uns die Carabinieri,

hinter den Pizzaofen zu blicken. Dieser hat keinen Kamin, dafür verbirgt sich dahinter ein Fluchttunnel, der durch ein weiteres Zimmer ins Freie führt.

Am nächsten Tag wartet Tiberio Bentivoglio auf uns. Zusammen mit seiner Frau leitet er in Condera an der ionischen Küste Kalabriens ein Sanitätshaus. Seit zwei Jahrzehnten werden er und seine Familie von der 'Ndrangheta drangsaliiert. Es fing mit einem kleinen Diebstahl und der Entlassung eines An-

den in die Luft flog. Zwei Menschen wurden verletzt. Es war bereits das dritte Attentat auf das Sanitätshaus.

Bentivoglio ist der Überzeugung, dass Polizei und Staatsanwälte gute Arbeit leisten. Sie ermitteln die Delinquenten und bringen sie vor Gericht. Wie auch die Brandstifter, die seinen Laden 2005 bis auf die Grundmauern niedergebrannt hatten. Das Problem sieht er darin, dass die Polizei überfordert ist. Die Ermittlungen in seinem Fall waren aufgenommen worden, doch dann liess der Mord am bekannten Arzt und Regionalpolitiker Francesco Fortugno im Oktober 2005 die Öffentlichkeit aufhorchen. «Sicher war dieser Brand im Vergleich zu einem Mord ein Witz», meint Bentivoglio. «Aber auch hier sind Menschen betroffen, die Angst haben, die keinen Lohn mehr kriegen und keine Mieten mehr bezahlen können.» Der Fall konnte im Februar 2010 abgeschlossen werden. Dank dem Engagement eines Kleinunternehmers seien drei Lokalbosse verurteilt worden, berichteten die Zeitungen.

Genau ein Jahr später schossen Unbekannte Bentivoglio in Schultern und Beine, als er aus seinem Lieferwagen stieg. Ein Projektil blieb in der Bauchtasche stecken, die er sich über den Rücken geschnallt hatte. «Sie wollten mich nicht umbringen», glaubt Bentivoglio, «sie wollten ein Warnzeichen setzen.» Der tapfere Mittfünfziger atmet schwer,

Wer sich wehrt, wird von der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen.

gestellten an – zwei Monate später wurde sein Lieferwagen gestohlen und ein Grossteil der im Geschäft gelagerten Ware kam abhanden. Der Kredit war noch nicht abbezahlt, der junge Geschäftsmann entmutigt, doch mithilfe von Freunden und Verwandten, schaffte er es, die Krise zu meistern.

Zwanzig Kinderwagen stehen aneinandergereiht im Schaufenster. Sie wackeln nicht, kein Schreien ist zu hören. Ungefähr so mussten die Kinderwagen auch im Frühling 2003 gestanden haben, als es einen lauten Knall gab und der rund 450 Quadratmeter grosse La-



Grenzenloser Ideenreichtum: Selbst hinter Pizzaöfen wie hier in Plati, der Hochburg der 'Ndrangheta, wurden Fluchttunnels und Verstecke eingerichtet.

während er erzählt. Er träumt noch heute fast jede Nacht vom Überfall. Warum bleiben? Warum nicht die Familie in Sicherheit bringen? Solche Fragen stellt er sich immer wieder. Doch wohin gehen? Ein Dorf weiter, eine Region weiter, ins Ausland?

Bentivoglio lebt seit seiner Kindheit in Condera. Kalabrien sei viel zu schön, um die Region den Mafiosi zu überlassen, sagt er. Seit Monaten folgt ihm eine Leibwache auf Schritt und Tritt, die auch an diesem Tag in einem dunklen Auto vor dem Laden wartet. Alle sechs Monate kann sie verlängert werden, wenn es die Justiz für notwendig erachtet.

Nach dem ersten Attentat sei die Solidarität der Nachbarn gross gewesen. Erst nachdem er sich der Bürgerinitiative Libera angeschlossen und zu reden begonnen hatte, habe sich die Stimmung im Dorf schlagartig geändert. «Die Leute in meiner Nachbarschaft glauben, ich sei übergelaufen und ein Polizeispitzel.» Wenn er heute an Bekannten vorbeifährt, fällt ihm auf, wie vielen ganz plötzlich der Schlüsselbund zu Boden fällt oder sie ihr Mobiltelefon aus der Tasche ziehen, um ihn nicht grüssen zu müssen. Von der Polizei erhielt er 2005 eine einmalige Auszahlung – als Kompensation für alle auf ihn und sein Geschäft verübten Attentate.

«Ich würde heute wieder so handeln», sagt Bentivoglio, umarmt seine

Frau und schaut in Richtung Schaufenster, wo die Kinderwagen in Reih und Glied nebeneinander stehen. Sie symbolisieren die Hoffnung an die zukünftige Generation, die Stimme des Einzelnen, der sich zu erkennen gibt.

Kulturrevolution gegen die Mafia

Die Bevölkerung lebe mit dem Gefühl, dass der Staat nicht genügend unternehme, um das furchtvolle Schweigen über die Mafia zu brechen, sagt der bekannte Antimafia-Staatsanwalt Nicola Gratteri. «Um der Mafia langfristig beizukommen, bedarf es einer grundlegenden Änderung des Strafgesetzbuches.»

Dieser Meinung sind auch Claudio La Camera und seine Kollegen vom Museo della 'ndrangheta. Doch es brauche mehr, sagt La Camera, «eine kulturelle Revolution.» Die Zivilgesellschaft müsse sich vernetzen, mit dem Finger auf die Mafia zeigen. «Nur wenn die Leute beginnen, an die Stärke der Gemeinschaft zu glauben, wenn Nummernschilder aufgeschrieben werden und Namen ein Gesicht bekommen, dann wird die Mafia keine Zukunft mehr haben.»

Es ist unser letzter Abend in Kalabrien. Wir stehen auf dem Balkon des Museums, aus einem nahe gelegenen Gebäude sind die Hip-Hop-Klänge der Band Kalafros zu hören: «Resistenza sonora». [✉ tageswoche.ch/+ayzwm](mailto:tageswoche.ch/+ayzwm)



Tiberio Bentivoglio und seine Frau werden seit Jahren von der 'Ndrangheta angegriffen: Ihr Sanitätshaus wurde angezündet, in die Luft gesprengt – und nur knapp kam der Kleinunternehmer bei einer Schussattacke mit dem Leben davon.

«Keine Deutschkurs-Pflicht für Expats»,
tageswoche.ch/+ayvgv

Ausländer zweiter Klasse

Da steht die Baslerbieter Regierung also offiziell dazu, dass in ihren Augen nicht alle gleich sind. Wer hochqualifiziert ist, muss sich nicht anpassen – alle anderen schon. Und noch schöner ist die Aussage des Wirtschaftskammerchefs. «Hochqualifizierte Expats fallen in der Regel dem Kanton in keiner Weise zur Last, indem sie etwa arbeitslos oder gar sozialhilfeabhängig werden», sagt Christoph Buser. Ist das Ihre Idee von Gleichbehandlung und Gerechtigkeit? Ich bin entsetzt.

Lisa Mathys

«Basler Polizei nimmt neun mutmasslichen Anmierdamen Pässe ab»,
tageswoche.ch/+ayzcx

Zuhälter gehören bestraft

Immer wieder werden den Prostituierten die Pässe weggenommen, meist von ihren Zuhältern. Das löst ein Gefühl von völligem Ausgeliefertsein aus. Hier hat die Polizei die Ausweise beschlagnahmt, was die gleichen Ängste erzeugt. Wie wäre es, wenn den wirklich Verantwortlichen, den Zuhältern und Inhabern von Lokalen, die Pässe für die Zeit abgenommen würden, bis sie ihren Prozess gehabt haben?

Elisabeth Wahl

«Private Gewinne, unbezahlte Arbeit»,
tageswoche.ch/+azbfz

Verdienter Lohn

Was sollte und dürfte denn Tattoo-Chef Erik Juillard verdienen? Jeder, der hier von Transparenz spricht, der sollte einmal seinen Lohn und seinen Leistungsausweis für die Stadt offenlegen. Es ist schon bedenklich, dass heute ein Unternehmer, der einen Gewinn macht, implizit schon als Abzocker angeschaut wird. Ohne Unternehmensgewinne gäbe es übrigens die TagesWoche nicht!

Daniel Seiler

Militär für private Gewinne

Der staatlich finanzierte Militäreinsatz Jahr für Jahr – und dies nicht auf freiwilliger Basis für die betroffenen Militärangehörigen – für einen Anlass, welcher nach meinen Schätzungen einen Gewinn in sechsstelliger Höhe für (mindestens) eine Privat-

Leserbriefe an die Redaktion



Leserbrief der Woche

von Alois-Karl Hürlimann zu «Der Erweiterungsbau muss warten»,
tageswoche.ch/+ayzxn

Aus der Ferne sei mir erlaubt, auf das Ungleichgewicht der Verhältnisse zwischen einem geplanten Tiefparking und einem Kunstmuseum von Weltrang und seiner öffentlichen – kulturellen, sozialen und auch touristischen – Bedeutung hinzuweisen. Das Kunstmuseum Basel ist eines der wichtigsten Museen in Europa. Seine temporären Ausstellungen lassen Vergleiche mit entsprechenden Ausstellungen in Berlin, in London oder in New York durchaus zu. Das heisst: Die dringend notwendige Erweiterung der Räumlichkeiten des Museums und seiner temporären Ausstellungsmöglichkeiten ist unzweifelhaft begründet. Was Parkings betrifft, sind solche in Innenstädten sowieso eher ein Stör- als ein Ordnungsfaktor. Sie erzeugen auf alle Fälle Anfahr- und Wegfahrverkehr. Von aussen gesehen, kommt mir der Begriff «Seldwyla» in den Sinn.

person abwerfen muss – dies ist die richtige Problematik, die es zu hinterfragen gilt. Wollen wir das als Steuerzahler?

Timon Christen

«Anormale Dopingprobe bei Fränk Schleck»,
tageswoche.ch/+azawi

Gedopte Sieger

Jedes Jahr dasselbe. Mittlerweile weiss man erst Jahre später, wer eine Tour gewonnen hat – je nachdem, ob dem Fahrer nachträglich irgendwelche Dopingvergehen nachgewiesen werden konnten oder nicht. Wieso soll man sich einen Sportanlass anschauen, wenn man nicht weiss, wer eigentlich gewinnt? Für mich ist der Radsport nur noch eine Freizeitaktivität.

Lars Mazzucchelli

«Tiefgrüne sollen mehr zahlen»,
tageswoche.ch/+azehi

Verfehlter Hokuspokus

Öko-Zuschläge auf Strom sind nichts anderes als Spendensammlungen, die dann aber völlig intransparent in allgemeinen Budgets versickern. Hier wären stattdessen Klarheit und Transparenz gefordert! Hingegen wäre es völlig verfehlt, wenn die Bahn den gleichen Hokuspokus jetzt auch noch einführen würde.

Cornelis Bockemühl

«Rheinuferweg erregt die Gemüter»,
tageswoche.ch/+azdhd

Heimat schützen

«Heimat» zu schützen, heisst für mich nicht, dass alles, was früher nicht war, heute nicht sein darf. Die Rheinufertour unterhalb des Münsters verliert meiner Ansicht nach durch eine luftige, elegante Uferwegkonstruktion keineswegs an Prägnanz.

Steffi Luethi-Brüderlin, SP-Grossrat, Mitglied des Heimatschutzes

«Unbekannte attackieren in Basel Rollstuhlfahrer wegen Hautfarbe»,
tageswoche.ch/+azben

Wo bleibt der Aufschrei?

Die von der SVP gestreute Hass- und Missgunstsatt geht immer mehr auf. Wo bleibt der Aufschrei all jener, die sich über die Gewalt in Basel aufregen?

Martin Seeger

TagesWoche

2. Jahrgang, Ausgabe Nr. 30
 Auflage: 21000 Exemplare
 Gerbergasse 30, 4001 Basel
 Kooperationspartner:
 «The Guardian» (London),
 «Der Freitag» (Berlin)

Herausgeber

Neue Medien Basel AG

Abo-Service:

Tel. 061 561 61 61
abo@tageswoche.ch

Redaktion

Tel. 061 561 61 61
redaktion@tageswoche.ch

Verlag

Tel. 061 561 61 61
verlag@tageswoche.ch

Geschäftsleitung

Tobias Faust
verlag@tageswoche.ch

Verlagsassistentz/ Lesermarkt

Martina Berardini

Redaktionsleitung

Urs Buess, Remo Leupin

Redaktionsassistentz

Béatrice Frefel, Esther Staub

Redaktion

David Bauer, Renato Beok,
 Yen Duong, Karen N. Gerig,
 Tara Hill, Noëmi Kern
 (Praktikantin), Christoph
 Kieslich, Matieu Klee,
 Marc Krebs, Philipp Loser,
 Amir Mustedanagic, Florian
 Raz, Michael Rockenbach,

Cédric Russo (Praktikant),

Martina Rutschmann, Peter
 Sennhauser, Annina Striebel
 (Praktikantin), Dani Winter,
 Monika Zech

Bildredaktion

Hans-Jörg Walter,
 Michael Würtenberg

Korrektorat

Céline Angehrn,
 Noëmi Kern, Martin Stohler,
 Dominique Thommen,
 Andreas Wirz

Layout/Grafik

Carla Secci, Petra Geissmann,
 Daniel Holliger;
 Designentwicklung:
 Matthias Last,
 Manuel Bürger (Berlin)

Anzeigen

Andrea Obrist
 (Leiterin Werbemarkt),
 Lukas Ritter,
 Tobias Gees

Druck

Zehnder Druck AG, Wil

Abonnemente

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeweils am
 Freitag als Wochenzeitung.
 Abonnementspreise:
 1 Jahr: CHF 220.–
 (50 Ausgaben);
 2 Jahre: CHF 420.–
 (100 Ausgaben);
 Ausland-Abos auf Anfrage.
 Alle Abo-Preise verstehen
 sich inklusive
 2,5 Prozent Mehrwertsteuer
 und Versandkosten
 in der Schweiz.

JA

«Der Trend geht hin zu neuen Bezahlmodellen»



Cedric Meury

Präsident der Piratenpartei beider Basel

Achtig! Morgestraich! Vorwärts, Marsch! Jedes Jahr geben diese Worte das Startsignal für das grösste freie Kulturfestival der Schweiz mit hochstehender Gratiskultur. Tausende arbeiten während vieler Monate darauf hin: Sie malen, dichten, basteln, trommeln, pfeifen, fluchen, freuen sich – und das, ohne je einen Rappen Geld dafür zu erhalten. Wie kann es sein, dass ausserhalb der drei schönsten Tage die Freiheit der Kultur als verpönt oder gar kriminell gilt?

Im letzten Jahrhundert hat sich ein Wirtschaftszweig zu ungeahnter Grösse entwickelt, der Kulturgüter vertreibt und vermarktet. Sich selbstgefällig «Kulturindustrie» nennend, hat sie das höchste Gut der Menschen an sich gerissen. Für die Kreativen bleiben im bisherigen System Brosamen übrig. Diesen jämmerlichen Zustand müssen wir ändern. Kunst braucht Platz zur Entfaltung und Luft zum Atmen, keine Knebelverträge oder Kriminalisierung der Konsumenten.

Doch wenn Kultur gratis sein soll, wer bezahlt dann dafür? Das Angebot ist heute grösser denn je. Lokale Veranstalter konkurrieren mit kulturellen Möglichkeiten im Netz. Fans können frei wählen – und ändern auch ihre Erwartungshaltung. Der Trend geht hin zu neuen Bezahlmodellen. In alternativen Bezahlmodellen bezahlen wir bei Gefallen nach oder unterstützen ein Projekt kollektiv im Voraus. Die Crowdfunding-Plattform «Kickstarter» war am diesjährigen Sundance-Festival für die Finanzierung von 12 Prozent der Filme verantwortlich. Die Gratiskonzerte auf dem Floss finden diesen Sommer zum 13. Mal statt!

Menschen sind aus Goodwill bereit, tolle Projekte zu unterstützen – auch wenn (oder vielleicht gerade weil) sie sich umsonst Zugang verschaffen können. Das Menschenbild, dass alle nur profitieren wollen und bei freiwilligen Bezahlmodellen die Künstler leer ausgehen, wird von der Realität nicht gedeckt.

Kultur untereinander zu tauschen und gemeinsam zu erleben, war und ist ein Erfolgsmodell. Erst durch den freien Zugang wird Kultur lebendig, indem sie inspiriert und motiviert. Erobern wir sie zurück!

Die Wochendebatte



NEIN

«Kein Floss wird gratis in den Rhein gestellt»



Sebastian Kölliker

Präsident Jugendkulturfestival Basel und Mitglied «Kulturstadt Jetzt»

Ist Gratiskultur ein Modell mit Zukunft?

Was für ein Luxus: Gleich drei sommerliche Open Airs buhlen dieser Tage mitten in Basels Innenstadt um die Aufmerksamkeit von Musikliebhabern – und alle sind trotz anspruchsvollem, internationalem Programm kostenlos. Zumindest scheinbar: Denn kein Besucher wird gezwungen, Geld für die grossen Namen auszugeben. Im Extremfall kann sich ein knausriger Kulturbürger also einen ganzen Monat lang jeden Abend unterhalten lassen, ohne einen Rappen zu bezahlen. Andererseits eröffnen die drei Gratisfestivals wohl alljährlich Hunderten, wenn nicht Tausenden von Menschen neue Horizonte und lassen sie neue Bands entdecken, von denen sie zuvor noch nie gehört haben und für die sie im Vorfeld sicherlich kein teures Ticket erworben hätten. Doch ist die Festivalzukunft tatsächlich gratis? Und wer soll am Ende die Künstler, Techniker, Organisatoren und Helfer bezahlen? Diskutieren Sie mit! tageswoche.ch/wochendebatte

Ist das Asylschiff im St. Johann richtig platziert?

Die Wochendebatte vom 29. Juni

Während aus der Abstimmung, die der Neutrale Quartierverein St. Johann zum Asylschiff durchgeführt hatte, ein mehrheitliches Nein zu der geplanten Unterkunft resultierte, zeigt das Ergebnis unserer Abstimmung genau das Gegenteil: Rund zwei Drittel der Teilnehmenden folgten der Haltung von David Wüest-Rudin, der sich für das St. Johann als Standort für das Asylschiff ausspricht. Zu Beginn der Debatte war das Verhältnis mit 20 Prozent Nein gegenüber 80 Prozent Ja allerdings noch deutlicher. Offenbar konnte Mario C. Ress doch noch einige Stimmen dazugewinnen. Aus den Kommentaren lässt sich jedoch auch herauslesen, dass es manchen Schreibenden nicht nur um die konkrete Frage nach dem Standort des Schiffs geht, sondern darum, wie den Migranten und Asylsuchenden grundsätzlich begegnet werden soll.

Die vielen frei zugänglichen Kulturveranstaltungen auch diesen Sommer wieder sind eine Bereicherung für die Stadt und die Region und beleben den öffentlichen Raum auf schöne Weise. Es ist fantastisch, dass wir in unserer Stadt eine so grosse Auswahl an Festivals haben, die wir kostenlos besuchen dürfen und die uns ein hochstehendes musikalisches Programm zeigen. Aber um Gratiskultur handelt es sich dabei nicht. Dies ist eine Illusion, der man als Konsumentin oder Konsument vielleicht gerne glauben möchte.

Der Ausdruck «Gratiskultur» scheint aussagen zu wollen, dass die angebotene Kultur total kostenlos ist. Vergessen geht dabei aber, dass all die Aufwände dahinter – die Organisation und Zeit der Veranstalter, die Entwicklung, die Produktion und die Darbietung der Kultur durch die Künstlerinnen und Künstler – etwas kostet. Kein Floss wird kostenlos in den Rhein gestellt, keine Bühne setzt sich gratis zusammen und kein Radio sendet umsonst über den Äther. Im konkreten Fall der «Gratis»-Musikfestivals tragen hauptsächlich Sponsoren, Stiftungen und der Staat die Kosten, aber auch die Konsumation der Gäste fällt ins Gewicht. Selbst bei einem kleinen spontanen Konzert in einem Keller oder bei einer Party irgendwo im Grünen sind die Veranstalter froh, wenn sie ein paar Bier an die Gäste zur Kostendeckung loswerden.

Kultur muss nicht gratis sein, kann sie schlichtweg nicht. Was sie sein soll, ist zugänglich. Kultur lebt, indem sie erfahren wird, indem sie in Berührung mit Menschen kommt.

So ist es auch bei Tino Krattigers Festival «Im Fluss», es ist zugänglich für jedermann und überlässt es den Besucherinnen und Besuchern, wie viel Geld sie den Matrosen in ihre Netze geben – unter dem Strich ein wichtiger Teil des Gesamtbudgets. Ähnlich machte es die Band Radiohead im Jahr 2007, als sie es jedem selbst überliess, wie viel er für den Download ihres Albums bezahlen will.

Kultur soll möglichst vielfältig und frei sein, und ich leiste gerne meinen Beitrag zu ihrer Ermöglichung. Auch finanziell.

Kultur ist bloss ein Nebenschauplatz in der baselstädtischen Politik. Ausser vor den Wahlen – dann wird Kulturpolitik plötzlich zum Wahlkampfthema



Martina Bernasconi ist Grossrätin der Grünliberalen und selbstständige Philosophin; www.denkpraxis.ch

Und plötzlich geben alle ihren Senf zur Kultur dazu von Martina Bernasconi

Basel ist eine Kulturstadt. Wir sind stolz auf unsere Museen, auf das Theater und die Orchester. Wir lieben die Lovebugs ebenso wie «Em Bebbi sy Jazz». Die Fasnacht ist grossartig, und wer die Art Basel besucht, stellt fest: Wir sind international. Also alles paletti mit der Kultur?

Multikulti, Esskultur, Kulturschock. Jeder weiss, was Kultur bedeutet. Und jeder kann mitreden. So scheint es jedenfalls. In der Politik jedoch sieht es etwas anders aus. Kultur ist in Basel ein Nebenschauplatz der Politik. War es zumindest bis vor Kurzem. Denn seit die Abteilung Kultur vom Erziehungsdepartement ins Präsidentsdepartement gewechselt hat, weht ein anderer Wind. Fertig mit den Freiheiten! Stadtpräsident Guy Morin thront auf seinem Schatz. Und plötzlich geben alle ihren Senf zur Kultur dazu.

Im April hat der Regierungsrat das neue Basler Kulturleitbild verabschiedet. Ein monströses Werk ohne Zusammenfassung. Man habe bewusst auf diesen Leserservice verzichtet, heisst es. Denn man habe nicht gewollt, dass nur das «executive summary» gelesen werde. Peng, da hat man nun das Geschenk als Kulturpolitikerin mit Sitz in der Kulturkommission. Da heisst es: sich durchbeissen.

Aber wow, die Lektüre hat sich gelohnt. In akademischem Gewand kommt einem Mutiges, Beständiges, künstlerisch und ökonomisch Nachhaltiges entgegen. Nichts vom populistischen Pamphlet des Noch-Pro-

Helvetia-Chefs Pius Knüsel, der in seinem Buch «Der Kulturinfarkt» meint: «Wir haben von allem zu viel und überall das Gleiche.»

Vom Basler Parlament wird das Kulturleitbild allerdings nur «zur Kenntnis genommen» werden. Das heisst, wir Grossrätinnen und Grossräte werden nach der Sommerpause zwar darüber debattieren – Konsequenzen wird diese Diskussion jedoch nicht haben.

Das Kulturleitbild ist Geschäft des Regierungsrats. Trotzdem: Jede Partei wird ihren Kommentar zur Kultur abgeben wollen. Für BastA! wird es wohl zu wenig Freiräume für die alternative Kultur geben, die SP wird auch die kleinste Filmvorführung in Swasiland unterstützen wollen, der FDP und der LDP

wird das Ganze zu links und zu grün sein, die SVP wird wahrscheinlich provozieren. Und auch CVP und Grünliberale werden sich in die Debatte einmischen. Wahljahr eben.

Gut haben sich bereits Museen, Theater, Orchester, Rocker, Literaten, Filmschaffende und Künstlerinnen zu Wort gemeldet. Sie alle wollen nur das Beste für die Kultur – und natürlich mehr, als zur Verfügung steht.

Auch deshalb liebe ich Basel. Wegen solcher Diskussionen. Das Floss, das Tattoo und das Theaterfestival auf dem Kasernenareal, das Rheinfeuerwerk und die Kinderferienstadt im Dalbeloch. Das alles ist Kultur, Wahljahr hin oder her. Und der hölzerne Charme unseres «Preesi» gehört halt mit dazu.

► tageswoche.ch/+aytve

Guy Morin thront auf seinem Schatz. Und Kultur wird plötzlich zum Wahlkampfthema.

Aus der Community www.tageswoche.ch/dialog

Das grüne Dreieck markiert Beiträge aus der Web-Community und lädt Sie ein, sich einzumischen. Sie können das via die Webadresse am Ende jedes Artikels tun.

Chriss Graf

«Hier in der Region haben wir anderes bei der Integration zu bewältigen, als Expats Deutsch beizubringen.»

Zu «Keine Deutschkurs-Pflicht für Expats», tageswoche.ch/+ayvgv

Maren Müller

«Wer will eine solche Welt?»

Via Facebook zu «London ist abgeriegelt», tageswoche.ch/+ayyhz

Sascha Birkenmeier

«Toller Sport! Hätte mehr Aufmerksamkeit und Olympia verdient!»

Via Facebook zu «Mit einem Dreifach-Erfolg in die Geschichtsbücher», tageswoche.ch/+ayzpw

Bildstoff: Bekannt für seine Porträtfotografie, hat sich der Genfer Fotograf Fred Merz (34) in Rio de Janeiro einer anderen Art der Personenfotografie gewidmet. Er hat die Müllsammler auf der Deponie des Vororts Jardim Gramacho inszeniert: gesichtslos, beladen, belastet.





Bildstoff im Web

**Aussergewöhnliche Bildserien,
-techniken und -geschichten
von Amateuren und Profis
(eigene Arbeiten bitte vorschlagen
via bildstoff@tageswoche.ch):
jede Woche im TagesWoche-
Fotoblog «Bildstoff».**

📧 [tageswoche.ch/+aykqm](https://www.tageswoche.ch/+aykqm)

Rund 120 Kilo wiegen die Säcke voll
rezyklierbarem Abfall, den die
800 bis 1500 «catadores» aus der
Halde schleppen. Sie arbeiten unter
überbelsten klimatischen und sanitären
Bedingungen. Ihre Lebenserwartung
liegt bei durchschnittlich 48 Jahren.

Der Goldmann vom Drive-in

2009 noch hielt er sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Heute führt Dai Greene die britischen Leichtathleten als Captain an die Olympischen Spiele. *Von Donald McRae**

Er hat bei McDonald's gearbeitet, um sein mageres Einkommen als Sportler aufzubessern. Er hat seine Epilepsie bezwungen und Selbstzweifel, indem er sein Leben völlig verändert hat. «Ich habe an der Armutsgrenze gelebt – man gewöhnt sich daran», sagt Dai Greene. «Aber nach einer gewissen Zeit willst du nicht mehr so leben. Du kannst nicht mehr so leben, wenn du auch nur die kleinste Hoffnung hast, einmal ein Elite-Athlet zu werden. Das wenige Geld, das ich hatte, ging für Lebensmittel drauf, weil ich nicht bereit war, mich jeden Tag nur von Bohnen auf Toast zu ernähren.»

2008 stand Greene kurz vor dem Ende seiner Karriere als Hürdenläufer. Drei Jahre später schlug er an den Weltmeisterschaften von Daegu ein Feld, in dem fünf Athleten eine bessere Jahresbestleistung hatten als er. Es war kein isolierter Titel für den heute 26-Jährigen. Gewinnt er an den Olympischen Spielen in London Gold über 400 Meter Hürden, dann komplettiert er seine Medallensammlung als amtierender Olympia-Sieger, Welt-, Europa- und Commonwealth-Meister. Er wäre einer der grössten Leichtathleten der Welt – obwohl ihm so viele Hindernisse im Weg gestanden haben.

Frustration und Geldprobleme

Greene war einst ein typischer Student in Cardiff, er überlebte dank eines Darlehens. Aber 2008 geriet er ernsthaft in die Bredouille, kurz nachdem er die Qualifikation für die Olympischen Spiele in Peking verpasst hatte. «Es gab Momente, in denen ich glaubte, dass ich es nie packen werde», sagt er mit Blick zurück auf die Zeit, als sich seine Frustration über die eigene Leistung mit finanziellen Problemen mischte, die nur noch schlimmer wurden, als er versuchte, Profisportler zu werden: «An den britischen Ausscheidungen wurde ich in diesem Jahr Dritter mit derselben Zeit, die ich als Junior gelaufen war. In diesem Augenblick dachte ich, dass ich vielleicht mein Limit erreicht haben könnte.»

«2008 bis 2009 waren meine Einkünfte auf 8000 Pfund gesunken, und ich verdiente vielleicht ein paar Hun-

dert Pfund extra bei Rennen und ein paar Tausend durch Teilzeitarbeit. Ohne dass es mir bewusst war, befand ich mich in einer Saison, in der es um alles oder nichts ging. Hätte ich mich nicht verbessert, wäre es kaum möglich gewesen, weiterzumachen.»

Seine Erfolge schreibt Greene einem trostlosen Hügel in Bath zu.

Greenes ruhige, ernsthafte Art weicht der Belustigung, als er die Jobs beschreibt, die er aus Verzweiflung annahm: «Ich habe drei Jahre bei McDonald's gearbeitet, als ich im College war, und dann habe ich mich von Teilzeitjob zu Teilzeitjob gehandelt.»

Der amtierende Weltmeister hat also tatsächlich bei McDonald's Burger gewendet? «Manchmal war ich tatsächlich am Grill. Aber meistens stand ich am zweiten Fenster des Drive-in. Ich habe an Wochenenden gearbeitet und war der Typ, der das Essen herausgab. Sie wollten, dass ich sagte (er wechselt zu einem amerikanischen Akzent): «Hallo, willkommen bei McDonald's!» Bei Next (ein Kleiderladen) ging es bloss darum, einem Typen einen Anzug oder einen Pullover zu reichen und zu fragen: «Wie finden Sie den?»

Greene verzieht sein Gesicht. Den unvergänglichen Verkäufersatz «Das passt, Sir!», hat er nie ausgesprochen. Auch nicht, um sich einfach ein wenig zu amüsieren: «So viel Spielraum habe ich mir nicht genommen. Es war einfach unglaublich monoton. Ich hasse Aufgaben, die mich nicht fordern – aber ich brauchte das Geld.»

Wirklich gefordert war Greene zwei Jahre früher, als er sich entschied, seine Epilepsie-Medikamente abzusetzen. Er stellte 2006 nach einem beunruhigenden Anfall, der ihn ins Spital gebracht hatte, fest, dass Alkohol und Schlafmangel die wichtigsten Auslöser für seine epileptischen Anfälle sind. Und er war sich sicher, dass die verschriebenen Pillen seine Leistung beeinträchtigen.

«Für meine Eltern war es hart», gibt Greene zu, «weil mein Bruder Darren ebenfalls Epileptiker ist. Aber es ging ihnen besser, nachdem ich mit meinem Spezialisten gesprochen hatte und dieser in die Absetzung der Medikamente einwilligte, weil ich mein Leben dramatisch geändert hatte. Ich trank keinen Alkohol mehr. Darum war ich mir auch sicher, dass ich mich nicht mehr in Situationen begeben würde, in denen ich einen weiteren Anfall haben würde. Auch jetzt trinke ich nur noch ganz selten Alkohol. Manchmal nach dem Abschluss einer Saison. Aber solange ich am nächsten Tag ausschlafe, geht es mir gut. Meine Freundin trinkt sowieso nicht, das hilft auch.»

Da blaffte er die Freundin an

Seine Freundin, Sian Davis, begleitete ihn schon in seinen Tagen als mittel- und erfolgloser Athlet. «Sian hat alle Tiefpunkte miterlebt. Als es mir schlecht ging, war ich ruppig und habe sie angeblafft. Ich bin nicht stolz darauf. Aber solche Sachen tust du nur Menschen an, die etwas für dich empfinden. Es ist merkwürdig, wie diese Dinge funktionieren. Aber sie hat mich durch wirklich harte Zeiten begleitet.»

Erneut getestet wurde Greene, als sein Trainer Benke Blomqvist 2009 nach Schweden zurückkehrte. «Ich war wirklich erschüttert, weil er sehr gut auf mich aufgepasst hat. Und weil wir uns als Partner entwickelt haben. Aber Benke hat mir geraten, zu Malcolm Arnold nach Bath zu gehen. Ich wusste damals nicht viel über Malcolm – aber er ist unglaublich.» Der heute 72-jährige Arnold hatte schon viele grosse Hürdenläufer gecoacht, Olympiasieger John Akii-Bua etwa oder den zweimaligen Weltmeister Colin Jackson.

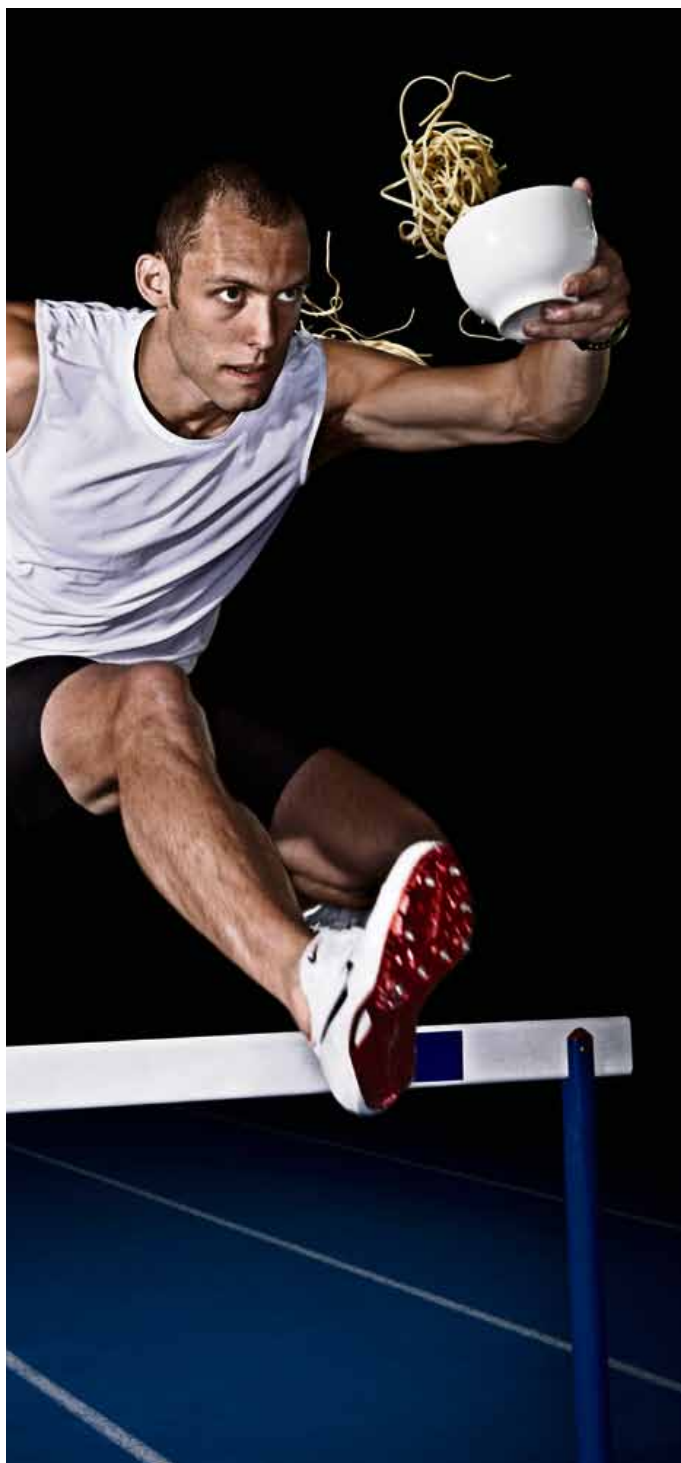
Als Greene den WM-Final 2009 als Siebter beendete, war er sich sicher, dass er einmal Weltmeister werden könnte. «Ich hatte so hart gearbeitet, um den Final überhaupt zu erreichen. Ich war mental ausgelaugt, aber ich wusste, der Sieg war in Griffweite. Ich habe zu Malcolm gesagt: Das nächste Mal kann ich gewinnen.»

Es brauchte dazu allerdings immer noch ein mörderisches Trainingspro-

gramm in Bath. Ständige Läufe den gnadenlosen Hügel von Claverton Down hoch und wieder hinunter. «Malcolm sagt mir immer: «Oh, als ich mit John Akii-Bua in Uganda war, hatten wir nichts ausser der roten Sonne und dem Himmel.» Und ich sage dann jeweils: «Yeah, aber das ist mehr, als wir hier in Bath haben.» Normalerweise ist es nass und der Wind heult. Es ist rau. Dafür kann kein Rennen jemals so hart sein, wie wenn du mitten im Winter einen vereisten Hügel in Bath hochrennen musst.»

Seine drei Goldmedaillen an grossen Titelkämpfen schreibt Greene diesem trostlosen Hügel zu. «Mein Selbst-





Weg vom Fastfood, hin zu bewusster Ernährung. Bevor der Erfolg kam, hat Dai Greene sein Leben umgestellt: «Man tankt auch nicht den falschen Treibstoff und hofft, dass das Auto schnell fährt.» Foto: Levon Biss/The Guardian

vertrauen fusst auf dieser Vorbereitung. Wenn ich an der Startlinie stehe, weiss ich, dass ich alles getan habe, um bereit zu sein. Wenn jemand mich schlagen will, dann muss er schon ein ganz besonderes Rennen laufen. Viele Menschen sind abergläubisch – aber ich brauche keinen Glückstedy. Und ich muss auch nicht meine Schuhe in einer bestimmten Reihenfolge anziehen. Ich glaube an mich. Ein paar Jungs mögen bei perfekten Bedingungen, die wir in unserem Land sowieso nicht haben, schneller laufen als ich. Aber ich konzentriere mich immer darauf, die Rennen zu gewinnen, die wirklich zählen.»

Nach seinem Weltmeistertitel in Daegu brauchte der Maurersohn aus Llanelli lange, um seinen Erfolg zu verarbeiten. «Es war merkwürdig. Mein Vater rief mich zwei Stunden danach an und sagte: «Gut gemacht.» Ich wusste nicht, was ich anderes antworten sollte als: «Danke.» Ich hatte alles erreicht, was ich mir je vorgenommen hatte, aber ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte. Ich hatte nur das Gefühl, eine Aufgabe erledigt zu haben. Wenn meine Eltern da gewesen wären, wäre ich wahrscheinlich in Tränen ausgebrochen. Aber ohne sie dachte ich bloss, dass ich sieben Typen geschlagen hatte, die ich bereits früher



Jahr	Schweizer Teilnehmer	Teilnehmende Nationen	Teilnehmer	Anzahl Wettkämpfe	Anzahl Sportarten
1896	2	14	241	43	9
1900	17	24	997	95	18
1904	1	12	651	91	17
1908	1	22	2008	110	22
1912	1	28	2407	102	14
1920	77	29	2626	154	22
1924	127	44	3089	126	17
1928	114	46	2883	109	14
1932	5	37	1332	117	14
1936	174	49	3963	129	19
1948	175	59	4104	136	17
1952	156	69	4955	149	17
1956	9	72	3314	145	17
1960	149	83	5338	150	17
1964	66	93	5151	163	19
1968	84	112	5516	172	18
1972	151	121	7134	195	21
1976	50	92	6084	198	21
1980	72	80	5179	203	21
1984	128	140	6829	221	21
1988	97	160	8391	237	23
1992	101	169	9356	257	25
1996	116	197	10318	271	26
2000	102	199	10651	300	28
2004	98	201	10625	301	28
2008	84	204	10942	302	28
2012	102	205	?	302	26

im Jahr bezwungen hatte. Das verhindert, dass du überwältigt wirst.»

Der Morgen danach allerdings war anders. Greene lehnt sich nach vorne, als er erzählt, mit einem fast begeisterten Lächeln: «Es war ein unglaublicher Moment. Ich bin aufgewacht und dachte: «Ja, du bist wirklich Weltmeister. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der das, was ich tue, besser kann.»»

«Ich werde nicht an mir zweifeln»

Inzwischen hat Greene genügend Sponsoren und keine Geldsorgen mehr. An den Olympischen Spielen in der Heimat führt er die Britischen Leichtathleten als Teamcaptain an. Und in seinem Rennen über 400 Meter Hürden ist er der grosse Favorit. Aber das scheint ihn überhaupt nicht zu berühren: «Malcolm denkt, dass du entweder mit solchen Situationen umgehen kannst – oder eben nicht. Ich persönlich denke, dass du lernen kannst, damit umzugehen. Und ich wurde von persönlichen Erfahrungen geformt. Ich denke nicht, dass ich ein Problem haben werde. Ich habe mich sehr wohl gefühlt, als an den Weltmeisterschaften alle eine Medaille von mir erwartet haben. Ich werde jetzt nicht anfangen, an mir zu zweifeln.»

Wie es sich für einen Mann geziemt, der an der Universität eine 10 000 Wörter starke Diplomarbeit über das Hürdenlaufen geschrieben hat, weiss Greene, «dass du deine Höchstleistungen im Alter von 26 bis 29 erreichst. Und das durchschnittliche Alter eines Olympiasiegers über 400 Meter Hür-

den liegt bei 26,5 Jahren. Ich bin während den Olympischen Spiele exakt 26,5 Jahre alt.» Greene lächelt und es ist in diesem Moment einfach, daran zu glauben, dass er den Druck aushält, der auf ihm lastet.

Er mag einst bei Swansea City Fussball gespielt und sogar einmal gegen die Altersgenossen von Real Madrid einen Penalty verwandelt haben. Aber Greene ist froh, blieb ihm eine Karriere als Fussballprofi verwehrt. Er möchte all die Kämpfe nicht missen, die er gewinnen musste, um Weltmeister zu werden. «Ich mag den Menschen, der aus mir geworden ist. Ich glaube nicht, dass ich mich als Fussballer genauso mögen würde. Als Leichtathlet kannst du dich nicht verstecken. Und all die harten Zeiten, die ich durchgemacht habe, haben mich nur mental stärker

«Ich glaube nicht, dass ich mich als Fussballer mögen würde.»

werden lassen. Ich möchte meine Vergangenheit für nichts in der Welt tauschen, weil sie mir auch heute noch hilft, mit dem Erfolg umzugehen. Wenn du so wie ich einmal ganz unten warst, fällt es dir leicht, dich auf dein nächstes Ziel zu fokussieren.»

► tageswoche.ch/tazdhp

* Donald McRae's Artikel «I sometimes was on burger duty» erschien erstmals im «Guardian». Übersetzung: Florian Raz

Die Störenfriede

Am Beispiel der Unruhen in London vor einem Jahr und den Reaktionen von Sportlern zeigt sich, wie sehr der Profisport politisch indoktriniert ist.
Von Ivan Ergic



Ivan Ergic

Der Profifussball ist passé, die Kickstiefel sind an den Nagel gehängt – und also tut Ivan Ergic, was er schon zu seiner Zeit beim FC Basel mit Leidenschaft und nächtelang tat: lesen, nachdenken und schreiben. Texte von ihm erscheinen schon seit geraumer Zeit in der serbischen Zeitung «Politika», auch in Schweizer Blättern hat er publiziert. Für die TagesWoche schrieb er unlängst über die Fussball-Euro (tageswoche.ch/+ayrir) und mit dem Text in dieser Printausgabe setzt der 31-Jährige, der zurzeit mehrheitlich in Belgrad lebt, seine Autorenschaft für uns fort. (cok)

Während der Unruhen im August 2011 in London haben sich die Fussballer der Premier League über verschiedene Social-Media-Kanäle zu Wort gemeldet. Wayne Rooney und Rio Ferdinand schrieben, sie verstehen nicht, warum jemand so etwas seiner Stadt antue. Solche Störenfriede dürften nicht toleriert werden, meinten die Führungsspieler von Manchester United und forderten die Armee zum Eingreifen auf. Joey Barton, damals noch im Dienst von Newcastle United und ein Dauer-Twitterer, fügte an: «Diese Unruhen sind das, was passiert, wenn es ungebildeten Leuten langweilig wird. Der Mangel an Bildung führt zur Gewalt. Sie protestieren wegen nichts.»

Das Spiel zwischen England und Holland im Wembley wurde wegen angeblicher Sicherheitsbedenken abgesagt, womit der dramatische Effekt nur verstärkt wurde. Dabei ist bekannt, dass Fussballstadion zu den am besten gesicherten Orten gehören, egal wo sie stehen.

Die Manipulation durch Angst ist eine Konstante in den Sicherheitslehrbüchern der Regierungsdienste. Das wird sich wieder während der Olympischen Spiele in London zeigen, wenn Milliarden für die Sicherheit ausgegeben werden und der Militär- und Polizeistaat in Bestbesetzung aufmarschieren wird. Für die unkritischen, nach Unterhaltung lechzenden Fans wird an der Oberfläche aber alles nach einem Top-Spektakel aussehen.

Sportler sollen Fans beeinflussen

Ferdinand, Rooney und Barton sind Beispielspiele der Indoktrination von Sportlern. Durch sie soll eine bestimmte Weltsicht gefördert werden, indem sie diese an die Masse ihrer Fans weitergeben. Es ist ein perfektes Beispiel von Interpolation, wie der Philosoph Louis Althusser den Prozess nannte, bei dem sich Menschen einer Ansicht unterwerfen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Sie tun es aus ihrer Sicht freiwillig, haben aber eigentlich keine Wahl, weil sie dazugehören wollen. Gerade deshalb geniessen Sportler gesellschaftliche Bedeutung, sie sind Koryphäen der Industrie zur Korruption junger Köpfe.

Es ist kein Zufall, dass der Ruf nach einer militärischen Intervention ausgerechnet von einem Fussballer kam. Der Durchschnittsspieler, aber auch viele andere Profisportler wachsen unter militanten Umständen auf. Sie sind systematisch darauf geschult, brutale Wettkämpfer zu sein, die kein Mitleid mit ihren Gegnern kennen. Mitgefühl ist das traditionelle Zeichen für Schwäche. So werden Massen von desensibilisierten jungen Leuten kreiert, die solche militärischen Interventionen fordern, ohne dass sie das komplexe System der Ursachen verstehen, welche zu Unruhen wie jenen in London führen.

Die erwähnten Fussballer haben auf eine ungewöhnliche Art vergessen, dass sie aus dem gleichen Umfeld kommen wie die pauperisierte Jugend, die mit den Unruhen ihre Unzufriedenheit und Frustration ausdrückte. Der Kommentar von Joey Barton ist besonders interessant. Er behauptet: Ungebildete gingen aus Langeweile auf die Strasse, um die Stadt zu zerstören. Die Aussage stammt von einem, der unter den gleichen Umständen aufwuchs wie die «Unruhestifter» und kaum besser gebildet ist. Der einzige Unterschied zwischen Barton und ihnen ist, dass er Talent und Glück hatte und es so schaffte, einen besseren sozialen Status zu erreichen.

Die Medien trafen bei den Unruhen in London die üblichen, gefährlichen Feststellungen, dass die Störenfriede

Der Topsportler ist Teil der Elite, weit weg von den einstigen Nachbarn.

hauptsächlich Migranten und Schwarze seien. Die Demonstrationen zeigten allerdings auch die Umriss eines zukünftigen Klassenkrieges. Statt aber das wesentliche Klassenproblem zu demaskieren, wurden lieber Rassismus und einwanderungsfeindliche Ideologien genährt. Es ist dieselbe Logik, welche 2006 hinter dem brutalen Vorgehen von Nicolas Sarkozy – damals noch Polizeiminister – bei den Unruhen in den Pariser Vororten steckte.

Wenn Krisen oder extreme soziale Umstände ein Land einholen, zeigt sich deutlich, wer auf welcher Seite steht. Darum werden Sportler zu den besten Botschaftern ihres Landes erklärt. Die meisten sind eingelullt in Privilegien, und um diesen Status nicht in Gefahr zu bringen, sind sie gerade in Krisenzeiten Teil des vorherrschenden Systems und Establishments.

Aushängeschilder der Macht

Ein Blick auf die Gäste von Königin Elizabeth an der Feier zu ihrem 60. Thronjubiläum reicht. Für einen Augenblick zeigte sich dort für die ganze Welt sichtbar der Zeitgeist. Es sind Leute aus der Unterhaltungsbranche wie Tom Jones, Elton John oder Paul McCartney gewesen, die für ihre Loyalität der Krone gegenüber mit dem Titel eines Sir geädelt wurden. Einem Titel, den früher Ritter und Aristokraten erhielten.

Unter den Gästen waren natürlich auch wichtige Sportler wie Sir Bobby Carlton, Sir Alex Ferguson und viele andere Sirs. Es ist angesichts dessen klar, wer die einflussreichen Bürger von heute sind: die Aushängeschilder des Imperiums und dessen Art zu leben. In Ländern, wo es keine Adelstitel gibt, werden

Sportlern Medaillen, Diplomatenpässe oder ein müheloses, aber ertragreiches Amt irgendwo in der sportlichen oder politischen Hierarchie verliehen. Das gewöhnliche Volk, welches verführt wurde, diese Idole zu vergöttern, ist in diesen Kreisen nur Gegenstand des Spottes und Zynismus. Es ist eine dumme, untätige Masse, willkommen nur als passiver Konsument.

Sportler von früher waren dem Volk näher. Sie wollten Helden sein, nicht Stars. Sie schämten sich ihrer Herkunft nicht. Die Zeit scheint vorbei, in der Sportler noch mit ihrem eigenen Kopf dachten und eine politische Haltung hatten. Und wenn es auch früher nicht viele waren, immer gab es sie – die Rebellen mit einem triftigen Grund. Jene, die offen die Praxis der Sportinstitutionen, Staaten und diejenigen kritisierten, die Hände von Diktatoren schüttelten.

Erinnern wir uns an die US-Leichtathleten John Carlos und Tommie Smith, die mit ihrem Blackpower-Gruss auf die Lage ihrer schwarzen Mitbürger aufmerksam machten. Oder an den eigensinnigen Bobby Fischer. Der ehemalige Schachweltmeister brachte einst das gesamte amerikanische Establishment gegen sich auf durch sein nonkonformes Verhalten. Es gab Athleten, die sich selbst organisierten und parallele Wettbewerbe und Verbände schufen.

Agenten des Establishments

Der Sportler ist sich aber – wie auch die Vertreter der Kulturindustrie – inzwischen unzureichend seiner Rolle in der Gesellschaft bewusst. Er ist zum Agenten der Hegemonie geworden im Sinne des italienischen Philosophen Antonio Gramsci. Der Sportler bekräftigt, verstärkt und unterstützt mit seinem Benehmen, Handeln und seiner Weltanschauung die vorherrschenden Machtverhältnisse. Der Sport wird so zum Teil einer Pädagogik, die das gewünschte Verhaltensmodell für künftige Generationen lehrt. Die ideologische Inkubationszeit beginnt mit der Schule, vielmehr aber noch mit der populären Kultur und dem Sport in der Kindheit.

Jemand, der die darwinistische Ausbildung zum Profisportler durchlaufen hat, den militanten Geist des Wettbewerbes und den Machismus kennt, den verwundern die Aussagen der erwähnten Fussballer kaum. Aber selbst wenn ein Spieler trotz allem ein bestimmtes Wissen erreicht, bleibt das Niveau der Herablassung und des Konformismus hoch. Genau so, wie das Schweigen über den Dreck hinter den Kulissen des «schönen neuen Sports».

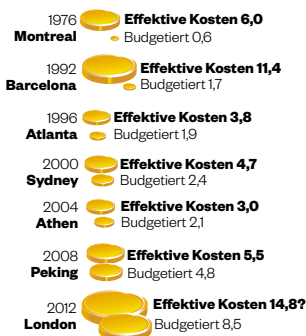
Der Topsportler ist eben ein Teil der Elite, weit weg von den ehemaligen Freunden und Nachbarn, die sich in «Barbaren» verwandelt haben und Städte zerstören.

✉ tageswoche.ch/+azdhq



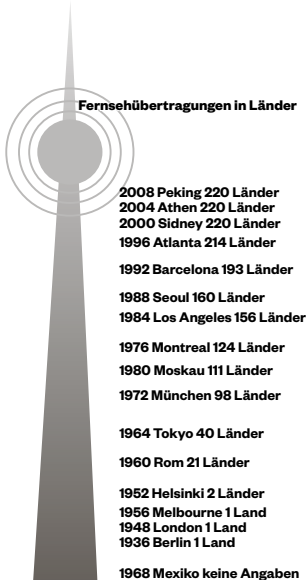
Fakten

Budgetentwicklung in Mrd. Dollar*



*inflationsbereinigt, nur sportbezogene Kosten. Quelle: University of Oxford

Fernseübertragungen in Länder



Fernseheinnahmen (US-Dollar)**

1960 Rom	1,2 Mio.
1964 Tokyo	1,6 Mio.
1968 Mexiko	9,8 Mio.
1972 München	17,8 Mio.
1976 Montreal	34,9 Mio.
1980 Moskau	88,0 Mio.
1984 Los Angeles	286,9 Mio.
1988 Seoul	402,6 Mio.
1992 Barcelona	636,1 Mio.
1996 Atlanta	898,3 Mio.
2000 Sydney	1331,6 Mio.
2004 Athen	1494,0 Mio.
2008 Peking	1739,0 Mio.

** Quelle: Internationales Olympisches Komitee

Der einsame Schweizer

In London werden 102 Sportlerinnen und Sportler die Schweiz vertreten. Vor 100 Jahren reiste nur Julius Wagner nach Stockholm. *Von Mike Gosteli**

Es waren Olympische Spiele der Superlative – einfach anders, als wir uns das heute gewohnt sind: In Stockholm 1912 kommt zum ersten Mal eine elektrische Zeitnahme zur Anwendung. Und erstmals beteiligen sich Athleten aus allen fünf Kontinenten an den Spielen.

Aus der Schweiz reist ein einziger Sportler in den Norden: Julius Wagner. Der 30-jährige Leichtathlet aus Reutlingen hat schon reichlich Erfahrung. An den Zwischenspielen von Athen, welche die olympische Idee am Leben erhielten, aber bis heute vom Internationalen Olympischen Komitee (IOC) nicht anerkannt sind, holte er 1906 für Deutschland die Goldmedaille im Seilziehen und ging in zahlreichen weiteren Leichtathletikwettkämpfen an den Start. 1908 in London – unterdessen als Schweizer – nahm er am erstmals ausgetragenen Hammerwerfen teil, ohne jedoch grosse Stricke zu zerreißen.

1912 reist Wagner auf eigene Rechnung nach Stockholm, um am Fünfkampf mit den Disziplinen Weitsprung, Speerwurf, 200 Meter, Diskuswerfen und 1500 Meter teilzunehmen. Auch hier ist er wenig erfolgreich und scheidet nach drei Disziplinen aus.

Der Sieger des Fünfkampfes heisst Jim Thorpe. Nachdem der US-Amerikaner auch noch den Zehnkampf gewonnen hat, gratuliert ihm König Gustav mit den Worten: «Sir, für mich sind Sie der grösste Athlet der Welt!»

Leider muss der König schon bald darauf seine Meinung ändern. Kurz nach den Spielen entdeckt ein Journalist, dass Thorpe vor den Spielen von Stockholm einmal in einer unterklassigen Liga Baseball gespielt und dafür 60 Dollar kassiert hat. Dies wird als Verstoss gegen die olympische Amateurregel gewertet.

Das Gold gibt es 70 Jahre später

Das Internationale Olympische Komitee nimmt Thorpe seine Medaillen weg und streicht ihn aus den Ergebnislisten. Erst 20 Jahre nach Thorpes Tod revidiert der amerikanische Verband seine Meinung und spricht ihm 1973 wieder den Amateurstatus zu. 1982 übergibt das IOC Thorpes Tochter die Goldmedaillen.

Mit der Streichung von Thorpe aus den Resultatlisten rückt ein anderer US-Amerikaner, Avery Brundage, vom 6. auf den 5. Platz des Fünfkampfes



Der einzige Schweizer, der vor 100 Jahren an die Olympischen Spiele reiste: Julius Wagner. Das Bild stammt von den Schweizer Meisterschaften 1913 in Genf.

vor. Brundage wird in der Folge als Sportfunktionär fast ein halbes Jahrhundert lang die Olympische Bewegung prägen.

Der «grösste Athlet der Welt» wird bestraft, weil er 60 Dollar verdiente.

1929 wird er Präsident des Olympischen Komitees der USA (Usoc). Als 1934 in den USA die Diskussion aufkommt, die Sommerspiele in Berlin wegen der Naziherrschaft zu boykottieren, setzt sich Brundage, der kurz zuvor in das IOC gewählt worden ist, für eine Teilnahme der US-Sportler ein. Hinter den Forderungen nach einem Boykott vermutet Brundage eine «jüdisch-kommunistische Verschwörung». Es gelingt ihm, alte Freunde zur Teilnahme an der Abstimmung des Usoc zu aktivieren. Sie fällt mit 58 zu 55 Stimmen für die Teilnahme in Deutschland denkbar knapp aus.

Brundage – von Teilen der amerikanischen Presse nunmehr als «Nazi» bezeichnet – engagiert sich dafür, dass zwei jüdische Sprinter des US-Teams

durch Nichtjuden bei den NS-Spielen ersetzt werden. Sein umstrittenes Engagement für die Nazi-Spiele in Berlin schadet seiner olympischen Funktionärskarriere keineswegs. 1952 wird er zum fünften Präsidenten des IOC gewählt und bleibt 20 Jahre im Amt.

Der fünffache Schweizer Meister

Julius Wagners Lebenslauf verläuft weniger aufsehenerregend. Während seiner Karriere als Leichtathlet gelingt es ihm zweimal, fünffacher Schweizer Meister zu werden – 1907 und 1913. Im Oktober 1912 gehört er in Ouchy zu den Gründern des Schweizerischen Olympischen Komitees.

In dieser Zeit beginnt auch seine verlegerische Tätigkeit. Er publiziert Olympiabücher zu Stockholm (1912), Amsterdam (1916), Paris (1924) und Berlin (1936). Überdies gründet er 1920 die Zeitung «Sport», die er bereits nach sieben Monaten an den Jean-Frey-Verlag verkauft. 1952, in dem Jahr, in dem Avery Brundage zum Präsidenten des IOC gewählt wird, stirbt Julius Wagner 70-jährig in der Schweiz.

✉ tageswoche.ch/azdhr

* Mike Gosteli ist Leiter Historische Dienste im Sportmuseum Schweiz

Der Reiz des Flattermanns

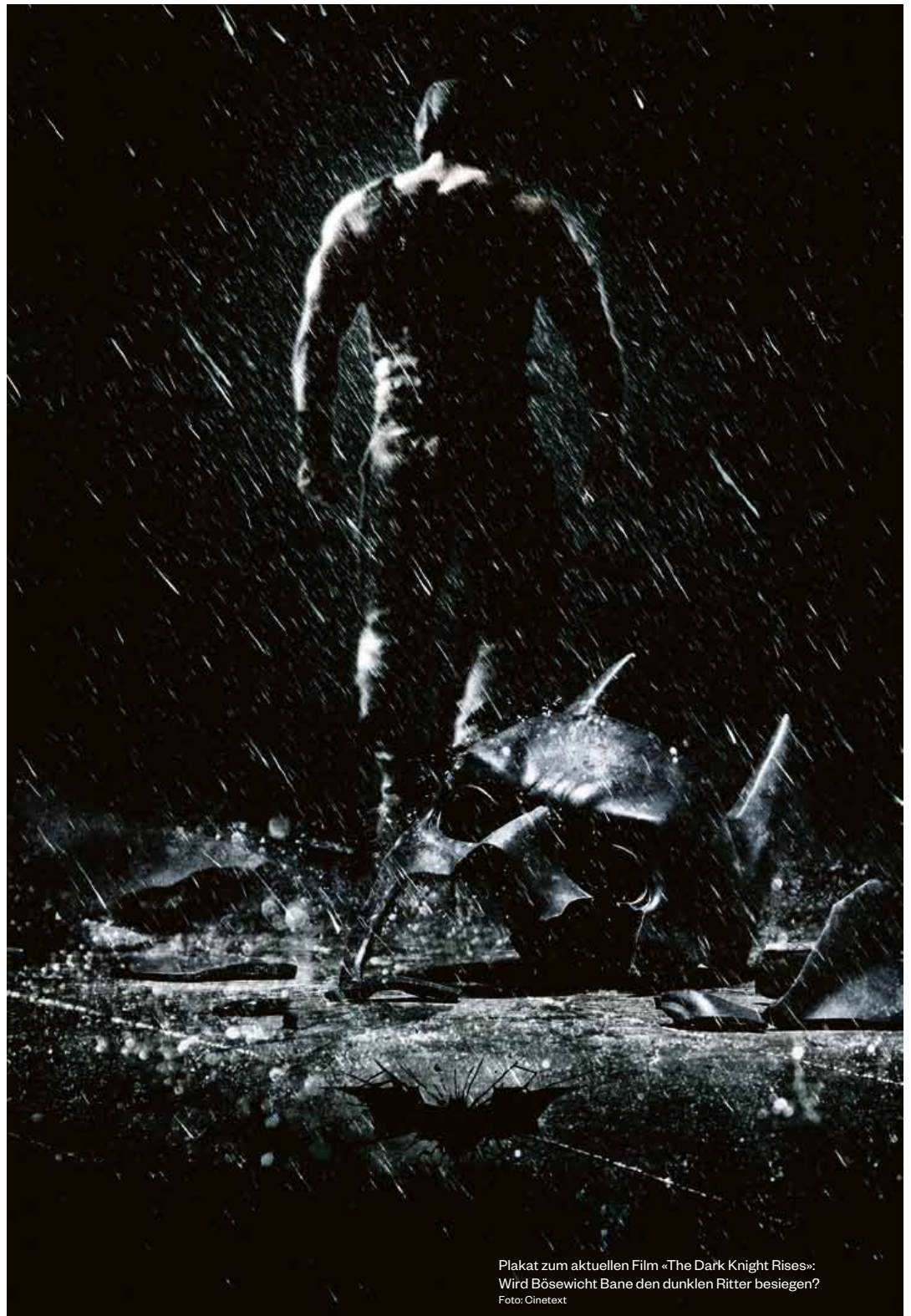
Keine andere Batman-Verfilmung war so erfolgreich wie Christopher Nolans Trilogie. Doch worin besteht eigentlich die Faszination des «dunklen Ritters»?
Von Cédric Russo

Nacht für Nacht geht er auf Verbrecherjagd. Er beschützt die Unschuldigen und greift dort ein, wo die Polizei hilflos ist. Er ist ein Phantom, ein Schatten. Gewillt, sein Leben für das anderer zu riskieren: Batman.

Wer wäre nicht gerne so wie er? Ausgerüstet mit den modernsten High-tech-Gadgets, durchtrainiert, Meister verschiedenster Martial-Arts-Techniken, Streiter für das Gute und schlauer als zehn Füchse zusammen.

Doch das sind alles Fähigkeiten, die andere Superhelden auch haben. Weshalb können wir uns so sehr mit Batman identifizieren, aber nicht, sagen wir mal, mit Superman?

Es gibt kaum zwei Charaktere im Superhelden-Universum, die so unterschiedlich sind wie Batman und Superman. Superman ist ein unbesiegbarer Ausserirdischer mit Superkraft, Superpuste, Röntgenblick und weiss was noch alles. Vom Charakter her ist er hilfsbereit, lebenswürdig, loyal und



Plakat zum aktuellen Film «The Dark Knight Rises»: Wird Bösewicht Bane den dunklen Ritter besiegen?
Foto: Cinetext

höflich. Ein echter Pfadfinder eben. Sein Charakter ist allerdings holzschnittartig angelegt. Er ist naiv, hinterfragt selten Dinge und wird nie von Selbstzweifeln geplagt. Wegen seiner Superkraft und seinem charmanten Wesen ist er Inbegriff der Perfektion.

Ein ganz normaler Mensch

Batman dagegen ist ein ganz normaler Mensch ohne Superkräfte. Er stellt seine Handlungen oft infrage, hängt deswegen kurzzeitig sogar sein Kostüm an den Nagel. Seine Schwächen machen ihn verwundbar und damit menschlich. Zwar hat auch er positive Charakterzüge wie Mut und Entschlossenheit, doch er hat auch unruhliche Seiten: Er ist verschlossen, mürrisch, humor- und skrupellos.

Gerade wegen seiner menschlichen Züge kann Batman sich weiterentwickeln. Während Superman in seiner über 70-jährigen Comicgeschichte nie verändert wurde, unterlag Batman von Anfang an dem Wandel des Zeitgeistes, was sich im Werdegang seiner Popkultur-Karriere zeigt.

Vom Erfolg des ersten Superhelden Superman motiviert, konzipierten Bob Kane und Bill Finger im Jahre 1939 für den Verlag Detective Comics (heute DC Comics) die Figur des Batman. Als dunkler Detektiv jagte er Verbrecher und schreckte dabei auch nicht vor dem Gebrauch von Schusswaffen zurück. Die Geschichten wurden zum grossen Erfolg, sodass Batman bald seine eigene Comic-Heft-Serie bekam.

Durch die Einführung von Robin, Batmans neunjährigem Sidekick, wurde in den 1940er-Jahren aus dem grimmigen Einzelkämpfer bald ein Ziehvater. Doch die Serie verlor zunehmend an Biss – auch wegen der vom Verlag selbst auferlegten Comic-Zensur, die den dunklen Rächer immer mehr zum Flatterkaspar werden liess. Die Verkaufszahlen sanken ins Bodenlose, und der Verlag überlegte sich, die Batman-Reihe einzustampfen.

Spioner und Moralapostel

Zu neuem Erfolg verhalf erst 1966 die Batman-Fernsehserie. Die Show war grell, bunt und an Lächerlichkeit kaum zu überbieten. Batman, gespielt von Adam West, mutierte darin zum Spioner und Moralapostel. Die Comics orientierten sich fortan an der Fernsehserie, doch als diese 1968 eingestellt wurde, fielen die Auflagen erneut. Die im Jahr 1969 vorgenommene Rückführung der Batman-Figur zu ihren düsteren und detektivischen Wurzeln begrüßten die Fans zwar, trotzdem blieb der Erfolg des Fledermausmannes mässig.

Erst Mitte der 1980er-Jahre trugen die «Graphic Novels» zur neuen Popularität Batmans bei. Verschiedene Künstler interpretierten den dunklen Rächer auf ihre Art, was zu neuen und spannenden Ansätzen führte. Allen voran Frank Miller, der in «The Dark Knight Returns» einen skrupellosen und nicht zu Scherzen aufgelegten Batman präsentierte, der stark an seine Anfangstage angelehnt war. Dieses Batman-Bild setzte sich in den Comics wie auch in den meisten später folgenden Filmen durch – und wirkt bis heute.

Der schmale Grat zwischen Heldentum und Selbstjustiz.

Seit über 70 Jahren streift der dunkle Ritter nun durch Gothams Strassen, um Gauner dingfest zu machen. Um sich so lange im Popkulturgeschäft halten zu können, braucht es zwei Bedingungen: einen Mythos-Kern, der das Publikum anspricht (in diesem Fall das durch den Mord an seinen Eltern traumatisierte Kind) – und die Flexibilität der Figur.

Kaum eine andere Superheldenfigur hat sich über die Jahre hinweg so wandlungsfähig gezeigt wie der dunkle Rächer. Teile seines Charakters wurden kontinuierlich dem Zeitgeist angepasst. Auch konnten die jeweiligen Autoren ihre Kreativität an Batman ausleben, was verschiedene und originelle Sichtweisen auf den Helden möglich machte.

Superheld mit Charakter

Obwohl die Batman-Rolle immer wieder umgeschrieben wurde, blieben einige ihrer alten Charakterzüge erhalten – etwa die Abneigung gegen das Töten. Diese Charakterfestigkeit in Kombination mit der Flexibilität der Figur bieten dem Publikum stets einen neuen Superhelden in Teilen des alten Gewandes an. So bleibt das Gewohnte interessant.

Die meisten Superhelden, bei denen ein traumatisches Erlebnis Auslöser für die Verbrechensbekämpfung ist, besitzen zu diesem Zeitpunkt bereits ausserordentliche Kräfte. Peter Parker alias Spiderman verfügt schon über seine Spinnenkräfte, als sein Onkel erschossen wird. Frank Castle alias Punisher ist ein erfahrener Kämpfer, bevor seine Familie umgebracht und er zum Rächer wird.

Im Fall Batman ist es anders. Zum Zeitpunkt des Todes seiner Eltern ist Bruce Wayne gerade mal acht Jahre alt. Um seinen Schwur, seine Eltern zu rä-

Die Leiden eines erschöpften Superhelden



Gespanntes Verhältnis: Batman und Gothams Polizei. Foto: ©Warner Bros.

Eine Düsternis umgibt den finalen Teil der Batman-Trilogie von Regisseur Christopher Nolan, die vor allem von dem tragischen Ereignis in den USA ausgeht. Deren Erwartung aber auch daher rührt, dass Batman seine Arbeit gern in dunkler Nacht verrichtet. Im Finale aber kämpft der dunkle Ritter vor allem bei Tageslicht – wenn überhaupt.

Nolans Batman war nie ein Hitzkopf, auch wenn Rachegeleüste ihn ins Kostüm zwangen. Stets zweifelte er – an sich selbst, an seiner Rolle als Symbol. Die Schattenseiten von Batmans Dasein überwogen, sodass Bruce Wayne sich in sein gemütliches Anwesen zurückzog.

«The Dark Knight» war 2008 darauf angelegt, dass Batman sein Kostüm in den Schrank legt. Genau dort mottet es zu Beginn von «The Dark Knight Rises» vor sich hin. Bis ein alter Feind den eingerosteten Bruce Wayne zum erneuten Kampf auffordert. Der Zuschauer wird das Gefühl nie los, dass Wayne sich zwar aufrafft, gleichzeitig aber bereits wieder den Ausstieg sucht.

Batmans Leben definiert sich über seine Gegner. Doch es gäbe nichts mehr für ihn zu tun, sagt Bruce Wayne in einer frühen Szene. Tatsächlich herrscht in Gotham Frieden, seit ein Gesetz es erlaubt, Verbrecher schon auf Verdacht hin ins Gefängnis zu stecken. «Bald werden wir nur noch nach Büchern aus der Leihbibliothek fahnden», mutmasst ein gelangweilter Polizist. Dass er sich aber einen Bösewicht wie Bane hersehnt, der halb Gotham in die Luft sprengt, um seine Idee von Gerechtigkeit durchzusetzen, ist trotzdem nicht anzunehmen.

Gerechtigkeit. Sie treibt auch Batman um. Gerechtigkeit im Sinne von (Selbst-)Justiz, im Sinne von

Rache, die auch als Antrieb für Bane fungiert. Bane aber spricht gleichzeitig von sozialer Gerechtigkeit, er will der Dekadenz Gothams ein Ende bereiten, und Wayne ist sein erstes Opfer. Ein Überfall auf die Börse genügt, um das Vermögen des einstigen Milliardärs auf ein Nichts schrumpfen zu lassen. Erste Kritiker sahen darin eine Anspielung auf die Occupy-Bewegung.

Zu Nolans Zeitgeist-Geschick könnte das zwar passen – aber Bane meint es nicht ernst genug. Gotham City gehöre den Bürgerinnen und Bürgern, mummelt er mikrofonverstärkt in seiner Maske, nachdem seine im Untergrund agierende Bande alle Brücken zur Stadt gesprengt hat: Die Basis zur Umsetzung seiner eigenwilligen Form von Recht ist gelegt.

Nach der Neuordnung präsidiert ein Durchgeknallter ein Standgericht, sitzend auf aufeinandergestapelten Bürotischen, und verteilt willkürliche Urteile. Die Bürokratie ist tot, es lebe die Anarchie!

Doch wozu das Ganze, mag der Zuschauer sich fragen. Denn letztlich soll Gotham mittels einer Neutronenbombe vernichtet werden. Gleich zweimal kehrt Batman zurück, um dem Bösen einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Es ist ein Hin und Her der Gefühle, das Christopher Nolan seinen Batman durchleben lässt. Als Zuschauer hat man irgendwann genug davon, die Erschöpfung, die Batman/Bruce Wayne während des ganzen Filmes nicht wirklich abzuschütteln vermag, überträgt sich auf die Zuschauer im Kinosessel. Das Finale raubt uns den Atem nicht mehr. Und die Hoffnung, sie keimt anderswo. Karen N. Gerig

✉ tageswoche.ch/tazekt

In Basel in den Kinos Küchlin und Rex.

Anzeige

Der Thalia-Buchtipp



Gelesen von
Buchhändlerin
Sabine von
Prince

Wenn ein Buch sich schon den Titel gibt, dass man in ihm «das beste Eis der Welt» findet, ist es entweder Überheblichkeit, oder es muss wirklich etwas dran sein. Besser gesagt: Tausende von

Menschen können sich nicht irren. Denn die Amerikanerin Jeni Britton Bauer besitzt inzwischen mit ihrem Mann ganze elf Glaceläden in Ohio und Tennessee. Da muss ihr Eis wirklich gut sein. Beim Lesen der Rezepte mit den speziellen Zutaten merkt man, dass dies eine neue Art ist, Glace zu machen und zu geniessen.

Im Buch erklärt uns Jeni Britton Bauer Schritt für Schritt die Herstellung ihres Grundeises, bestehend aus Milch oder Joghurt, Sahne, Frischkäse, Stärke, Zucker und Glukosesirup. Daraus zaubert sie ganz besondere Kreationen wie z. B. Erdbeer-Buttermilch-Glace mit gerösteten Erdbeeren, Süsskartoffeleiscreme oder salzige Karamellglace mit Nussstücken. Auch wie man Marshmallows selber zubereitet und sie in dunkles Milkschokoladeneis verpackt, erfahren wir. Sorbets und verschiedene Eisdesserts, an alles ist gedacht und das im Wandel der Jahreszeiten. Jedes der 120 Rezepte wird ansprechend auf einem alten Löffel präsentiert. Oft steht unten beschrieben, zu welchem Eis, mit welchem Gebäck oder Getränk es sich kombinieren lässt. Für die Zubereitung scheint mir eine Glacemaschine unerlässlich zu sein. Doch es lohnt sich: «Das beste Eis der Welt» ist ein tolles, aussergewöhnliches Buch zum «Glacesüchtigwerden».

Jeni Britton Bauer

Das beste Eis der Welt. 120 Rezepte
Umschau Verlag, 2012

ISBN: 978-3-86528-755-7

Erhältlich bei Thalia Bücher, Freie Strasse 32, Basel

Coupon und Buchbesprechung auch online unter:

📧📧 tageswoche.ch/+azehg

eReader Cybook Odyssey für nur Fr. 139.-

Mit diesem Bon erhalten Sie den brandneuen eReader Cybook Odyssey von Bookeen bei Thalia Bücher an der Freien Strasse in Basel für Fr. 139 statt Fr. 149. Nicht kumulierbar, gültig bis 4.8.2012.



Entdecke neue Seiten

Thalia.ch
Bücher, Medien und mehr

©ithern. Entdecken. Bewerten
www.thalia.ch

chen, einlösen zu können, muss er sich zuerst zum Batman entwickeln. Jahrelanges physisches Training und Studien in Kriminologie, Forensik, Biologie, Chemie sowie Ingenieurwesen sind dazu erforderlich. Anders als andere wird Bruce Wayne nicht zufällig oder mühelos zum Superhelden, sondern durch Aufopferung und Willensstärke. Da Batmans Antrieb und sein ganzes Sein auf dem Racheschwur beruhen, ist dieser auch das zentrale Element seiner Lebensgeschichte.

Doch blanke Rache allein ist es nicht, was Batman antreibt. Sonst würde er einfach den Mörder seiner Eltern umbringen. Stattdessen sagt er allen Verbrechern in Gotham City den Kampf an, um solche Tragödien, wie sie seinen Eltern und ihm widerfuhr, zu verhindern. Da Gotham von Korruption durchtränkt ist, kann Bruce Wayne sein Ziel nicht auf konventionellen Wegen erreichen. Die Exekutive Gothams ist unfähig, in der Stadt für Recht und Ordnung zu sorgen. Deshalb nimmt er als Batman das Gesetz selbst in die Hand und bewegt sich dabei auf einem schmalen Grat zwischen Heldentum und Selbstjustiz.

Im Visier der Polizei

Bei seiner selbst auferlegten Aufgabe, alle Verbrecher Gothams aufzuhalten und hinter Schloss und Riegel zu bringen, handelt Batman eigenmächtig. Keine staatliche Instanz autorisiert ihn dazu, auf Ganovenjagd zu gehen. Deshalb wird Batman auch immer wieder von der Polizei verfolgt. Nicht alle in Gotham sind mit der Mission des dunklen Ritters einverstanden und sehen ihn eher als Verbrecher denn als Held. Böse Zungen munkeln sogar, die Superschurken gäbe es erst, seit Batman aufgetaucht sei, denn diese wollten sich an ihm messen.

Pinguin, Poison Ivy, Mr. Freeze, Riddler – Batmans Gegner sind zahlreich. Der gefährlichste unter ihnen ist aber Joker. Er ist Batmans hartnäckigster und unverbesserlichster Widersacher, da seine Weltanschauung mit jener Batmans nicht vereinbar ist. Beide haben eine Psychose, der ein

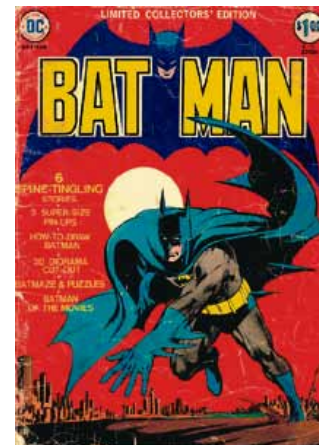
Bösewicht Joker ist ein Zyniker, Batman ist ein Idealist.

«schlechter Tag» zugrunde liegt. Bruce Waynes Eltern wurden vor seinen Augen erschossen; Joker verlor in einer einzigen Nacht Frau und Kind, und sein Körper wurde durch ein Chemikalienbad entstellt.

Doch während Batman versucht, die moralische Ordnung der Welt wiederherzustellen, sagt Joker Ja zum Chaos, das ihn von allen Ängsten befreit und ihm unbegrenzte Handlungsfreiheit verleiht. Joker ist ein Zyniker, Batman ist ein Idealist.

Dass Batmans Existenz Superschurken hervorbringt, wird zumin-

dest bei Joker offensichtlich. Immer wieder betont dieser, dass er die Fehle mit dem dunklen Rächer brauche, denn nur Batman sei ihm ebenbürtig.



Batman in seinem bekanntesten Outfit in einem Comic-Heft aus dem Jahre 1974.

Deswegen hat Joker auch nie vor, Batman umzubringen. Batman wiederum tötet Joker nicht, weil das gegen seinen Moralkodex verstossen würde. Beide sind somit in einem Kreislauf der Gewalt gefangen.

Einiges spricht gegen eine Vorbildfunktion Batmans. Etwa sein Hang zur Selbstjustiz, der nicht zur Nachahmung empfohlen werden kann. Auch die Tatsache, dass er einen neunjährigen Jungen namens Dick Grayson alias Robin zur menschlichen Waffe ausbildet, um ihn in seinem Kampf gegen das Verbrechen einzusetzen, ist ethisch nicht vertretbar. Zudem wird Batman von seinem Hass auf Verbrecher verzehrt, und er genießt es auch, diese nach Strich und Faden zu verprügeln.

Vorbild mit Ecken und Kanten

Trotzdem hat Batman auch vorbildliche Züge. Er hat es geschafft, seine Rachsucht zu kanalisieren und seine Fähigkeiten zum Wohl der Allgemeinheit einzusetzen. Er hat seine Ohnmacht, ausgelöst durch eine Tragödie, in eine Lebensaufgabe verwandelt, die seiner Existenz einen Sinn gibt. Durch seine Kraft, nicht in Verzweiflung zu verfallen, sondern dagegen anzukämpfen, beweist er, dass gewöhnliche Menschen dazu fähig sind, über sich selbst hinauszuwachsen.

Vielleicht liegt gerade darin sein Erfolg begründet: Batmann ist nicht perfekt, sondern er hat viele Ecken und Kanten. Wir erkennen uns selbst in ihm wieder, was ihn umso authentischer macht. Mitarbeit: Fabian Degen
📧📧 tageswoche.ch/+azesj

Vor einer Woche erschoss ein Mann, der sich selbst «Joker» nannte, in Aurora (Denver) bei der Premiere des neuen «Batman»-Filmes zwölf Menschen. Unsere Berichterstattung dazu finden sie online.

Ganz gratis gehts nicht

Im August bieten mit Kulturfloss, «Stadtmusik» und «Viva con Agua» gleich drei Festivals kostenlose Freiluftkonzerte fürs Basler Publikum. Wie kann das funktionieren? *Von Tara Hill*

H heute kann sich kaum einer mehr vorstellen, wie radikal Tino Krattigers Kulturfloss den Baslern bei seiner Premiere im Sommer 2000 vorkam. Ein zweiwöchiges Festival auf einem Floss, mitten in der Stadt, mit lauter bekannten Bands, alles gratis? Nochmals ein neues Level der Verblüffung erreichten die «Stadtmusik»-Macher 2010 mit der Ankündigung ihres ersten, einmonatigen Radio- und Musikfestivals: Das könne nicht gut gehen, mutmassten damals viele Basler Kulturinteressierte. Und wie das im gleichen Jahr erstmals auf dem Kasernenareal durchgeführte «Viva con Agua»-Festival, eigentlich ein Benefizanlass, möglich ist, erschloss sich ebenfalls nur wenigen auf Anhieb.

Im nächsten Monat sind alle drei Open Airs wieder am Start – und haben damit bewiesen, dass der Verzicht auf Eintritt keineswegs direkt in den Konkurs münden muss. Doch wer nun sorglos glaubt, dass «Gratiskultur» blendend funktioniert und er bald für keinerlei Festivals mehr Eintrittsgeld berappen muss, begehrt laut den Festivalmachern einen immer häufiger anzutreffenden, folgeschweren Denkfehler.

«Gratiskultur ist eigentlich ein falscher, weil polemischer Begriff», betont «Im Fluss»-Leiter Tino Krattiger. Die Idee hinter dem Kulturfloss sei vielmehr, der ganzen Bevölkerung den Besuch zu ermöglichen – mit einer freiwilligen Spende, über deren Höhe jeder nach seinen Möglichkeiten entscheide. Tendenziell springen dabei laut Krattiger ältere Gäste mit höherem oder zumindest sicherem Einkommen für jüngere Besucher ein, die aufgrund von Studium oder Ausbildung knapp bei Kasse sind.

Dass Kultur gratis sein soll, ist ein oft begangener Denkfehler.

Dennoch: Die Spenden decken nur ungefähr zehn Prozent des «Im Fluss»-Budgets. Den Rest übernehmen Sponsoren, Lotteriefonds und natürlich die Gastronomie-Umsätze. Jahr für Jahr eine Gleichung mit vielen Unbekannten also. «Dass wir unsere Matrosen mit den Spendennetzen losschicken, hat für uns ein zentrales Ziel: den Dialog», erklärt Krattiger. In vielen Gesprächen könnten die Sammler jeweils



Vorbei sind die guten alten Zeiten, als das Publikum ohne zu Murren am Kassahäuschen beim Eingang die Billette bezahlte. Foto: z/g

direkt auf Feedbacks reagieren – gerade wenn es um die Sensibilisierung gegenüber den Kosten gehe.

Stärker sensibilisieren wollen dieses Jahr auch die «Stadtmusik»-Macher. Bei der ersten Ausgabe hätten sich viele Leute kaum getraut, die Schwelle zum Kunstmuseum zu überschreiten, «weil sie sich nicht vorstellen konnten, dass man da einen Abend verbringen kann, ohne etwas bezahlen zu müssen», sagt Co-Leiterin Katja Reichenstein. Als das Festival letztes Jahr dann einen zweifränkigen Getränkezuschlag erhob, um die Kosten zu decken, kippte bei einigen die Stimmung: «Man hat uns sogar als Abzocker beschimpft. Ein völlig absurder Vorwurf für ein Festival, das keinen Eintritt erhebt. Das hat uns schon betroffen gemacht.»

Trotzdem: Eintritt zu erheben, kommt für die «Stadtmusik»-Leiter auch künftig nicht in Frage. «Der Platz gehört allen, das muss so bleiben.» Aufgrund sinkender Lotteriefondszuschüsse, die durch neue Sponsoren nicht aufgewogen würden, existiert aber Handlungsbedarf: «Das Budget ist sehr knapp, wir sind auf gutes Wetter und hohe Getränkeverkäufe angewiesen», sagt Reichenstein. Dennoch wurde der Getränkezuschlag gestri-

chen. Warum? «Die meisten Besucher haben nicht verstanden, wie ein Bier fast zehn Franken kosten kann, obwohl Zuschlag und Depot inklusive waren.»

Bündel für exklusiven Eintritt

Nun hat sich das Team vorgenommen, klarer zu kommunizieren, dass das Festival auf freiwilligen finanziellen Support angewiesen ist. Der bereits im letzten Jahr erhältliche «Concessum Bündel» kostet neu 40 Franken, ermöglicht aber exklusiven Zutritt zu den Aftershow-Partys, wo weltbekannte DJs wie Todd Terje und Dean Blunt auflegen. Ziel ist, dass das Tragen des Supporter-Bündels für Stammgäste zum Normalfall wird – und die anderen Besucher «zumindest angeregt werden, ihre Erwartungshaltung gegenüber dem Konsum von Gratiskultur zu reflektieren».

Da schliesst sich die TagesWoche gerne an: Was meinen Sie, ist der Trend zur «Gratiskultur» wünschenswert? Und wenn ja: Wer soll das am Ende bezahlen? In unserer Wochendebatte auf Seite 36 finden Sie zwei erste Voten, im Netz können Sie abstimmen – und sich selber einbringen.

► tageswoche.ch/+azbfp

Stars zum Nulltarif

Vom 2.8. bis zum 2.9. präsentiert «Stadtmusik» aktuelle urbane Musik – Höhepunkte sind etwa L.A.s Boogie-Botschafter Dâm Funk (11.8.) oder der New Yorker House-Produzent Morgan Geist (1.9.) «Im Fluss» lockt mit den Briten Saint Etienne (30.7.) oder Polo National (11.8.). Am 10.8. präsentiert «Viva con Agua» u.a. Reggae-Legende Horace Andy, am 11.8. We Have Band (UK).



Wochendebatte

«Ist Gratiskultur ein Modell mit Zukunft?» Mit dieser Frage beschäftigen sich Cedric Meury (Piratenpartei) und Sebastian Kölliker (Kulturstadt Jetzt). Diskutieren Sie mit! Seite 36

Wenn normal ein Wunder ist

Was für uns alltäglich ist, kann für eine Migrantin aussergewöhnlich sein.

Eine wahre Geschichte – erzählt im Rahmen der 1.-August-Aktion «an deiner statt». Von Irena Brežná

Sie steigt vom Rollstuhl aufs Gebärbett. Sie liegt den ganzen Nachmittag halbnackt und stöhnend da, mit verstümmelten Füßen – nur zwei Zehen sind ihr übrig geblieben – und mit Granatsplittern über den ganzen Körper verstreut. Zwischen den Wehen erzählt sie den Ärztinnen und Hebammen ihr Trauma, nein, nicht von damals, als die Soldaten eine Granate in den Keller geworfen haben, wo sie sich versteckt hielt, sondern jenes von der Angst vor Unfruchtbarkeit: «Acht Jahre lang konnte ich nicht schwanger werden.»

Gegen Abend kommt der erste Sohn mit dem Köpfchen voran auf die Welt, den zweiten packt die Ärztin im Mutterbauch an den Beinchen und zieht den Zappelnden heraus. Als man ihr die kaum je zwei Kilo wiegenden ein-eiigen Zwillinge auf die Brust legt, fragt die Flüchtlingsfrau: «Sind sie gesund?» «Alles ist normal.» Sie legt ihre Arme über sie: «Das ist mein Reichtum», und schluchzt: «Ich bin so dankbar. Ich will die Schweizer Erde auf den Knien abküssen.» Dann überkommt sie eine grosse Sorge um das Schicksal ihrer Plazenta: «Werden Sie meinen Mutterkuchen den Hunden zum Frass vorwerfen?» In ihrer Heimat vergrabe man die Nachgeburt tief im Garten, damit die Hunde sie nicht entehren, erklärt sie. «Die Plazenta wird bei uns verbrannt», beruhigt sie die Hebamme.

Immer wieder fürchtet sich die Flüchtlingsfrau vor Nichtigkeiten. Sie ängstigt sich vor dem Durchzug, der unter der Türschwelle zu den Bettchen ihrer Frühchen kriecht, als wäre es Artilleriefeuer, sie sorgt sich, ob ihr

strampelnder Reichtum genug zunimmt, als sässe sie wieder hungrig im provisorisch eingerichteten Zeltlager, sie fragt, ob es lebensgefährlich sei, wenn die Pulvermilch die Säuglingsbäuchlein hart mache. Auf einmal richtet sie sich auf dem Rollstuhl auf und verlangt, dass ihr der Multi die Zusatznahrung weiterschenke. Noch einen Monat oder gar ein Jahr. Sie bekommt bittende, feurige Augen. Und der Busen quillt aus dem tiefen Ausschnitt heraus. Lästig, aber wunderschön ist sie in ihrer zähen Überlebensstrategie, die sie mit auf die Flucht genommen hat. All den Rest musste sie zurücklassen.

Die Ängste machen sie fordernd. Sie kämpft heroisch für ihr Glück, als verteidige sie Meter für Meter die Frontlinie. Im geregelten Frieden verärgert sie viele damit. Mit einer Krücke humpelt sie im Flüchtlingsheim, beschwert sich über die rauchende Nachbarin, den nach Alkohol stinkenden Nachbarn. Die unbekannte Welt ist voller Gerüche und Unannehmlichkeiten. Für die Süchte anderer hat sie kein Verständnis, und schon gar nicht, wenn diese ihren Nachwuchs bedrohen. Acht Jahre lang gewartet, wiederholt sie und ist überzeugt, man würde ihren Beschützerwillen verstehen und sie darin unterstützen.

Der Kern des Seins

Vor einem Jahr brach sie in die grosse Welt auf und jetzt zieht sie jeden und jede, die ihr begegnen, in die zwei Kinderbettchen hinein, wo der Kern ihres Seins liegt. Sie hält es für den Kern des Seins schlechthin. Sie sollen die Welt



Irena Brežná, Basler Autorin mit Migrationshintergrund, schenkt ihre Stimme einer Frau, die das Wort «normal» erst kennenlernen muss. Foto: Imago

etwas angehen, gar sehr viel, diese Kerlchen, die ihre Äuglein träge aufmachen. Schielen sie nicht etwa? «Das ist bei Neugeborenen normal», erklärt der Kinderarzt. Nach all dem Abnormalen, woran sie sich gewöhnt hat, wird es allmählich normal. Sie atmet tief durch. Acht Jahre...

Der stumme Kämpfer

Einen Mann gibt es auch. Aber er verschwindet hinter dem Rollstuhl, ein ihn schiebender Schatten mit breitem Gang, der ab und zu hervorspringt, um ihr beizustehen. Die Hebamme rief ihn nach der Geburt des zweiten Kindes, er solle die Nabelschnur mit einer Schere durchschneiden, den Sohn von der Mutter trennen. Er rannte unverrichteter Dinge wieder hinaus. Sonst rennt er nicht davon. Ein anderer Mann aus seiner Kultur würde eine invalide Frau verlassen. Doch er weiss, dass die Granate, die im Keller explodierte, ihm galt, dem bewaffneten Kämpfer. Ihn haben sie gesucht. Und trafen sie.

Wegen ihres Mannes verlor sie die Gehkraft, und ihm gebar sie die Söhne. Jetzt kann sie sicher sein, er würde sie

nicht verlassen. Für ihre Jungen fordert sie überall Windeln, Strampelanzüge, Fläschchen, Babytüchlein, als sei man es ihr schuldig.

Und der Kämpfer sitzt stumm daneben, lernt die Sprache der Sorge um das Kleine und Zarte. Den grossen Unabhängigkeitskampf hat er verloren. Er blickt zu Boden und verlangt nie etwas. Er lernt jedes einzelne Gramm schätzen. Die Söhne nehmen pro Woche zwischen je 200 und 300 Gramm zu. Eine grosse Zahl. Gott ist gross. Er trägt die Winzlinge in seinen behaar-

Immer wieder fürchtet sich die Flüchtlingsfrau vor Nichtigkeiten.

ten Armen, badet sie, und nachts gibt er ihnen den Schoppen, während sie schläft.

Ein guter Mann. Sie hat Glück gehabt. Sie lächelt: «Der Allerhöchste hat ihn mir geschenkt.» Dann erschrickt sie: «Wieso atmet mein Sohn so schwach?» Die Krankenschwester sagt ruhig: «Das ist normal.» Und die Flüchtlingsfrau lässt sich ihr neues Lieblingswort, das sie im Frieden kennengelernt hat, wöllüstig auf der Zunge zergehen.

► [tageswoche.ch/+tazbfo](https://www.tageswoche.ch/+tazbfo)

Irena Brežná kam 1968 als Flüchtling aus der Tschechoslowakei in die Schweiz. Die Schriftstellerin arbeitet als Journalistin, Dolmetscherin und Menschenrechtlerin. Sie lebt in Basel. Zuletzt erschien ihr Einwanderungsroman «Die undankbare Fremde» (Galiani, Berlin 2012).

«an deiner statt» – Schweizer Autorinnen und Autoren geben Migranten eine Stimme

In der Schweiz leben Tausende von Menschen, die sich verstecken. Sie tun alles, um nicht aufzufallen. Sie pflegen alte Menschen und reinigen Haushalte, um Geld zu verdienen. In der öffentlichen Auseinandersetzung aber haben sie keine Stimme. Eine Aktion von «Kunst + Politik» will ihnen diese nun verschaffen. 30 Schweizer Autorinnen und Autoren haben ebenso viele Nothilfebezüglerinnen, Sans-Papiers und abgewiesene Asylbewerber getroffen und verliehen ihnen nun eine Stimme. Auf der Website www.kunst-und-politik.ch können die hier publizierte und alle anderen Geschichten gelesen werden.

Folgende Autorinnen und Autoren sind an der Aktion «an deiner statt» beteiligt: Karina Akopian, Wolfgang Bortlik, Irena Brežná, Renata Burckhardt, Rudolf Bussmann, Nathalie Chaix, Odile Cornuz, Nicolas Couchepin, Sandrine Fabbri, Heike Fiedler, Simon Froehling, Antoine Jaccoud, Guy Krneta, Lukas Holliger, Meral Kureysli, Johanna Lier, Urs Mannhart, Gerhard Meister, Thérèse Moreau, Milena Moser, Alberto Nessi, Pascal Rebetez, Isabelle Sbrissa, Hansjörg Schertenleib, Ruth Schweikert, Sylvain Thevoz, Sabine Wen-Ching Wang, Anicée Willemin, Yusuf Yesilöz und Suzanne Zahnd.

AGENDA

Was läuft wo?

Täglich aufdatierte Kulturagenda mit Veranstaltungen aus der ganzen Schweiz – auf tageswoche.ch

FREITAG

27.7.2012

AUSSTELLUNGEN

Anatomisches Museum der Universität Basel
Unerwünschte Gäste
[Pestalozzistr. 20](http://Pestalozzistr.20), Basel

Balzer Art Projects
Sebastian Mejia
[Riehentorstr. 14](http://Riehentorstr.14), Basel

Cargo Kultur Bar
Claudia Breuer
[St. Johannis-Rheinweg 46](http://St.Johanns-Rheinweg.46), Basel

Cartoonmuseum Basel
Daniel Bosshart / Winsor McCay
[St. Alban-Vorstadt 28](http://St.Alban-Vorstadt.28), Basel

Filter 4 - Culture Affairs
Bruno Streich / Max Grüter
Einfahrt Reservoirstrasse, Basel

Galerie Carzaniga
Lenz Klotz / Paolo Pola
[Gemsberg 8](http://Gemsberg.8), Basel

Galerie Eulenspiegel
Eugen Willi
[Gerbergässlein 6](http://Gerbergässlein.6), Basel

Galerie Karin Sutter
Acrochage
[Rebgasse 27](http://Rebgasse.27), Basel

Galerie Katapult
Edith Konrad / Ismael Lorenzo / Dulio A. Martins / Dominique Vangilbergen / Rosa Weiss
[St. Johannis-Vorstadt 35](http://St.Johanns-Vorstadt.35), Basel

Internetafé Planet13
Semaya Duwaa
[Klybeckstr. 60](http://Klybeckstr.60), Basel

Kunstforum Baloise
Stephen Waddell
[Aeschengraben 21](http://Aeschengraben.21), Basel

Kunsthalle Basel
Craigie Horsfield / Paul Sietsema / Vanessa Safavi
[Steinenberg 7](http://Steinenberg.7), Basel

Kunstmuseum Basel
Michael Kalmbach / Panoramen – Vermessene Welten / Renoir
[St. Alban-Graben 16](http://St.Alban-Graben.16), Basel

Licht Feld Galerie
Max Grüter
[Davidsbodenstr. 11](http://Davidsbodenstr.11), Basel

Museum Tinguely
Tatlin. Neue Kunst für eine neue Welt
[Paul Sacher-Anlage 2](http://Paul.Sacher-Anlage.2), Basel

Museum der Kulturen
Schimmernde Alltagskleider – Indigo, Glanz & Falten
[Münsterplatz 20](http://Münsterplatz.20), Basel

Museum für Gegenwartskunst
Hillary Lloyd
[St. Alban-Rheinweg 60](http://St.Alban-Rheinweg.60), Basel

Naturhistorisches Museum Basel
Knochenarbeit
[Augustinergasse 2](http://Augustinergasse.2), Basel

Nicolas Krupp Contemporary Art
Claudio Moser
[Rosentalstr. 28](http://Rosentalstr.28), Basel

ParcPavillon auf dem Gellertgut
Gabriela Volanti
[Gellertstrasse 35](http://Gellertstrasse.35), Basel

Wochenstopp Kummerbuben

Die Kummerbuben haben das Schweizer Volkslied vom Landi-Geist befreit. Zu hören auf dem Floss. *Von Andreas Schneitter*

Was ist das für eine Band, deren Sänger in rauchigem Berner Dialekt von Verlierern singt, von Stadtbenern Quartieren und dem Fussballclub Young Boys, während hinter ihm erstklassige Musiker klopfen, und die man diesen Sommer auf nahezu allen Deutschschweizer Festivalbühnen sieht – aber ihr Sänger heisst nicht Kuno?

Im Berner Rock, dieser Heimstätte des Mundart-Rock, muss man sich seine Nische erkämpfen, denn die Logenplätze sind seit Langem besetzt. Züri West, Patent Ochsner, Stiller Has – die Grandseigneurs der bundesstädtischen Rockszene verteidigen ihre führenden Positionen staatsmännisch mit regelmässigen neuen Platten, die sofort nach oben auf die Eins der Charts klettern.

Wer sich da hindrängeln will, muss mit guten Ideen kommen, und die Kummerbuben hatten sie. Sie begannen als Erneuerer des Schweizer Volkslieds, holten «Es wott es Froueli z Märli ga», «Mys Müeti» oder das Guggisberglied aus dem Fundus des traditionellen Schweizer Liedgutes hervor, entstaubten die alten Lappen und wurden sofort erfolgreich damit. Sie klopfen die teilweise Hunderte Jahre alten Lieder so lange aus, bis der letzte Rest an geistiger Landesverteidigung von ihnen abgefallen und nichts mehr von den «Liedli» übrig war als die Geschichten, die sie erzählten, und die manchmal lakonische, manchmal spirituell-hoffnungsvolle, manchmal bitterböse Moral, von der sie berichten.

Damit unterschieden sie sich höchstens im Idiom vom kruden Storytelling amerikanischer Prägung, wie es etwa Tom Waits in Meisterschaft pflegt. In der Schweiz waren sie mit diesem Zugang konkurrenzlos, aber

auch eingeschränkt mit ihren Möglichkeiten und unterschätzt in ihrem Können: Das grossartige musikalische Handwerk der Band und der charismatische, rohe Auftritt von Sänger Simon Jäggi wurde von ihrem Liedmaterial, das doch nicht das ihre war, überblendet. Anstelle des Landi-Geistes holte sie die Swissness-Laune ein, wieder ging es weniger um die Archetypen in den Liedern und mehr um einen modernisierten Patriotismus light. Der Geist war aus der Flasche. Und die Kummerbuben konnten nur ihn abschütteln, wenn sie mit ihrer Geschichte brachen.

Mit ihrem dritten Album «Weidwund» haben sie die Kehre vollzogen: Nicht nur trennten sie sich von ihrem stilprägenden Akkordeonisten und haben ihre musikalische Landschaft neu vermessen, anstelle alten Volksguts schreiben sie nun ihre eigenen Lieder. Was auffällt: Die kuriosen bis mystisch verfremdeten Geschichten, die Sänger Jäggi nun aus der Feder tropfen, unterscheiden sich im Vokabular zwar von der Folklore, nicht jedoch in den Topoi. Noch immer scheitern die Figuren an den Frauen, am Suff oder einfach an sich selber. Die alten Lumpelielieder waren auf eine zeitlose Form immer modern, könnte man nun einwenden, oder aber: Geschichten fallen aus der Zeit, wenn sie einen finden, der sie erzählen kann. Jäggi ist zwei Platten lang durch eine hohe Schule gegangen und hat sich zu behaupten gelernt. Gegen Kuno und Büne, aber vor allem gegen die namenlosen Stimmen der alten Zeit.

✉ tageswoche.ch/azdii

Im Fluss, Basel. Do, 2.8., 21 Uhr. www.imfluss.ch



Machten dem alten Volkslied Feuer unter dem Hintern: die Berner Kummerbuben. Foto: zVg

Anzeige

Beim Barfüsserplatz
4051 Basel

Bringen Sie uns
dieses Inserat

GRATIS MEZZE

und wir verwöhnen Sie
mit einer Gratis-Mezze
(Tapas)

Restaurant Anatolia

Leonhardsberg 1
Telefon 061 271 11 19
www.restaurant-anatolia.ch

**Pharmazie-Historisches
Museum Basel**

Kickstart. Coffein im Blut
[Totengässlein 3](http://Totengässlein.3), Basel

Ramada Plaza Basel

Ina Kunz
[Messeplatz 12](http://Messeplatz.12), Basel

**Raum für Kunst, Literatur
und Künstlerbücher**

John Elsas / Kunst für unterwegs
[Totengässlein 5](http://Totengässlein.5), Basel

**S AM - Schweizerisches
Architekturmuseum**

Der Bau der Gemeinschaft
[Steinenberg 7](http://Steinenberg.7), Basel

Spielzeug Welten Museum

Taufe und vieles mehr
[Steinenvorstadt 1](http://Steinenvorstadt.1), Basel

Stampa

Guido Nussbaum & Ernesto Tatafiore
[Spalenberg 2](http://Spalenberg.2), Basel

Dock: aktuelle Kunst aus Basel

Jack-up-Legs mit Rahel Lenz
[Klybeckstrasse 29](http://Klybeckstrasse.29), Basel

Forum Würth Arlesheim

Liebe auf den ersten Blick.
Sammlung Würth
[Dornwydenweg 11](http://Dornwydenweg.11), Arlesheim

Dichter- und Stadtmuseum

Max Schneider
[Rathausstr. 30](http://Rathausstr.30), Liestal

Museum.BL

293 Silbermünzen – Der Keltenschatz
von Füllinsdorf / 3, 2, 1 ... Start! Einmal
Weltall und zurück / Bschiss! Wie
wir einander auf den Leim gehen
[Zeughausplatz 28](http://Zeughausplatz.28), Liestal

Museum am Burghof

Das Bild vom Bild
[Basler Strasse 143](http://Basler Strasse.143), Lorrach

**Haus für elektronische
Künste Basel**

Gateways. Kunst und vernetzte Kultur
[Oslostr. 10](http://Oslostr.10), Münchenstein

Fondation Beyeler

Jeff Koons / Philippe Parreno
[Baselstr. 101](http://Baselstr.101), Riehen

**Galerie Henze & Ketterer
& Triebold**

Kirchner
[Wettsteinstr. 4](http://Wettsteinstr.4), Riehen

Galerie Mollwo

Künstlerinnen und Künstler der
Galerie / Outdoor 12 –
Skulpturen im Freien
[Gartengasse 10](http://Gartengasse.10), Riehen

Kreuzworträtsel

Basler Wassersportfahrzeug	Parallelogramm	Kopfknochen	ost-englische Hafenstadt	biblicher Priester	Geruchsorgan	Stadt im Süden Saudi Arabiens	norw. König 1030	Stadt im Norden Chiles	Berliner Flughafen	australische Wurf-waffe	engl.: Bär	Gleichstand beim Tennis			
									3						
Bild von da Vinci (2 W.)		Tanz auf Hawaii					Investor		Abk.: Luft-hansa	Halb-affe, Lemur					
												chinesisches Hausboot			
							im Auftrag von	indianischer Totem-träger		russ. Schach-welt-meister		Doppel-konsonant			
Verkehrssignal	deponieren		gall. Hauptling aus Asterix'						Mass der Gold-legierung						
arab. Gelehrten-stand			5												
arabisches Grusswort									Staat in Mittel-amerika			Rufname Haller-vordens			
Vorort v. Basel	Stadt in SO-Finnland	pro Einheit							BS-Regie-rungs-rat (Guy)		engl. Kose-wort für Vater				
												Fluss-niederungen			
						kreol. Musik (Mauri-tius)	Gär-nieder-schlag	engl.: kalt	Staub-sturm in Libyen	ehem. DDR-Partei	engl.: Männer	Name Noahs in der Vulgata			
Kontur		frz.: Knob-lauch		frz. Stadt b. Basel (2 Worte)				4		Basler Stadt-original					
Pass im Kt. VD (Col de la...)		frz.: lieben					Zch. f. Nickel		ital.: gut			Umlaut			
						grosses Basler Stadt-quartier									
der Welt-raum				Frauen-kurz-name			röm. 1001			1	2	3	4	5	6

Auflösung des Kreuzworträtsels in der nächsten Ausgabe. Lösungswort der letzten Ausgabe: WINDEL

FREITAG
27.7.2012

- Vitra Design Museum**
Confrontations / Gerrit Rietveld
Charles-Eames-Str. 1, Weil am Rhein
- Aargauer Kunsthaus**
Caravan 2/2012: Niklaus Wenger / Kris Martin / Lichtsensibel
Aargauerplatz, Aarau
- Alpines Museum der Schweiz**
Berge versetzen. Eine Auslegeordnung
Helvetiaplatz 4, Bern
- Kornhausforum**
120 Jahre Photographische Gesellschaft Bern / Jean Moeglé
Kornhausplatz 18, Bern
- Kunsthalle**
Josephine Pryde
Helvetiaplatz, Bern
- Kunstmuseum Bern**
... die Grenzen überfliegen / Antonio Saura. Die Retrospektive / Zarina Bhimji
Hodlerstr. 12, Bern
- Schweizerische Nationalbibliothek Bern**
Sapperlot! Mundarten der Schweiz
Hallywylstr. 15, Bern
- Kunsthalle Luzern**
Nachrichten aus der Zuckerdose
Löwenplatz 11, Luzern
- Kunstmuseum Luzern**
Das Atelier. Orte der Produktion / Nouvelles boîtes!
Europaaplatz 1 (KKL Level K), Luzern
- Verkehrshaus der Schweiz**
Energie im Kosmos / Reise im Bild / Sonne bewegt
Lidostrasse 6, Luzern
- Cabaret Voltaire**
Dada New York IV: I Am Art – Lady Gaga & Dada Baroness
Spiegelgasse 1, Zürich
- Haus Konstruktiv**
Klaus Lutz / Visionäre
Sammlung Vol. 18
Selnastr. 25, Zürich
- Häuser Contemporary**
Hubert Kiecol
Stampfenbachstr. 59, Zürich
- Kunsthaus Zürich**
Adrian Zingg / Aristide Maillol / Deftig Barock. Von Cattelan bis Zurbarán / Rosa Barba
Heimplatz 1, Zürich
- Landesmuseum Zürich**
Postmodernism. Style and Subversion 1970-1990
Museumstr. 2, Zürich
- Museum Bellerive**
Entfesselt – Schmuck ohne Grenzen
Höschgasse 3, Zürich
- Museum Rietberg Zürich**
Die Schönheit des Augenblicks / Götterwelten / Streetparade der Götter
Gablerstr. 15, Zürich
- Museum für Gestaltung Zürich**
Christian Schwager / Endstation Meer? Das Plastikmüll-Projekt / Freitag – Out of the Bag
Ausstellungsstr. 60, Zürich

SUDOKU

So lösen Sie das Sudoku: Füllen Sie die leeren Felder mit den Zahlen von 1 bis 9. Dabei darf jede Zahl in jeder Zeile, jeder Spalte und in jedem der neun 3 x 3-Blöcke nur ein Mal vorkommen. Viel Spass beim Tüfteln!

			2		3	4		
		2		8	1			
7						9		
	5		1			7		
	4						8	
4						2		
		8	3		5			
9	3			7				

BIMARU

So lösen Sie Bimaru: Die Zahl bei jeder Spalte oder Zeile bestimmt, wie viele Felder durch Schiffe besetzt sind. Diese dürfen sich nicht berühren, auch nicht diagonal, und müssen vollständig von Wasser umgeben sein, sofern sie nicht an Land liegen.

©Conceptis Puzzles 0801000234

Auflösungen von SUDOKU und BIMARU in TagesWoche 28/29

8	7	6	9	3	4	1	5	2
3	2	9	7	1	5	6	8	4
4	5	1	8	2	6	3	9	7
2	4	3	6	9	8	5	7	1
6	8	7	1	5	3	4	2	9
1	9	5	2	4	7	8	3	6
7	6	4	5	8	9	2	1	3
9	1	8	3	6	2	7	4	5
5	3	2	4	7	1	9	6	8

THEATER

Kasperli rettet das Königreich
Märli-Theater von Eugen Urfner
Parkrestaurant Lange Erlen, Erlenparkweg 56, Basel. 15 Uhr

Dr Zauberer vo Oz
Theater Arlecchino
Arena im Park im Grünen,
Münchenstein. 15 Uhr

POP/ROCK

Anaheim
Country
Waggonkultur
Aktienmühle, Gärtnerstrasse 46,
Basel. 20.30 Uhr

Der sechste KulturSommer
auf dem Gellertgut
Festival
Tangonacht
ParcPavillon auf dem Gellertgut,
Gellertstrasse 35, Basel. 20.30 Uhr

ImFluss 2012
Festival
24. Juli – 11. August 2012
Greis
Kulturfluss am Basler Rheinufer,
Basel. 21 Uhr

Uaso nuar
Pop
Sommerresidenz,
NT/Areal beim BLG-Gebäude,
Basel. 21 Uhr

Stimmen 2012
Festival
11. Juli – 6. August 2012
Chanta O Unda, Kazalpin
Rosenfelspark, Köchlinstrasse,
Lörrach. 20 Uhr

Blue Balls Festival 12
Kids of Adelaide
KKL, Europaplatz 1, Luzern. 18 Uhr
Death by Chocolate, Mull Historical
Society
Pavillon, Luzern. 18 Uhr
David Philips, Panteón Rococó
Hotel Schweizerhof,
Schweizerhofquai 3a,
Luzern. 18 Uhr
Nives Onori & Band
KKL, Europaplatz 1,
Luzern. 19.30 Uhr
Anna Calvi
KKL, Europaplatz 1, Luzern. 20 Uhr
De La Soul. Support: Noisettes
KKL, Europaplatz 1, Luzern. 20.30 Uhr

PARTY

Boogie Nights
Disco, Funk, Soul
DJs Carlito, The Coconut
Hinterhof, Münchensteinerstr. 81,
Basel. 23 Uhr

Brazilian Toch
Latin, Samba
DJ Negao
Singerhaus, Am Marktplatz 34,
Basel. 23 Uhr

DJ Miss Brownsugar
Open Format
DJ Miss Brownsugar
Acqua Lounge, Binningerstr. 14,
Basel. 17 Uhr

Disco vs Salsa
Disco, Salsa
DJ Carlos Rivera
Bar Rouge, Messeplatz 10,
Basel. 22 Uhr

Energy Friday
Charts, Hip-Hop, Mash Up
DJs Chronic, Nyle, Jamee, K-evans
Excellent Clubbing Lounge,
Binningerstr. 7, Basel. 23 Uhr

FridayBeachnight
Dance, Electro, House
DJ Dario Rohrbach
Kuppel, Binningerstr. 14, Basel. 23 Uhr

One Night with Marcos Del Sol
DJs Marcos Del Sol, Mike Fatal, Nika
Nikita, Albee
Borderline, Hagenastr. 29,
Basel. 22 Uhr

Lichtspiele Sesselferien

Für eine Reise im Kopf brauchen Sie den Seatbelt
nicht zu fasten. *Von Hansjörg Betschart*



Handicapiert, aber lebensfroh: die drei Touristen aus «Hasta la vista». Foto: © Asoot Elite

«Ich hab ein Bild gemacht» galt früher unter Heimgekehrten als Zeichen, dass ein Urlaubs-Dia-Abend mit zirka 144 Lichtbildern ins Haus steht. Heute kann schon das kurze Wedeln über einem Phone-Bildschirmen zu einem Diavortrag mit 8000 Bildern ausarten: Da pflanzen wir in Brasilien einen biologischen Baum, da brennt in Mali die Sonne... Während Urlauber jung aussehen, wenn sie da so über ihren Phones wedeln, sehen Zuhausegebliebene, zu denen ich mich zähle, mit ihren 3 Balkonabenteuern – ich habe ein Edelweiss gepflanzt, habe ihm beim Wachsen zugeschaut, es hat dem Hagel standgehalten – regelmässig alt aus.

Bloss: Wie kommen wir Zuhausegebliebenen jetzt, ehe alle die Phones vor uns stehen und wedeln, noch rasch fotografisch um die halbe Welt, ohne auf Flügen abwechselnd drängeln, stehen, ausziehen und quetschen zu müssen? Wo bucht man in Basel am Nachmittag und sitzt am Abend schon wieder am Rhein? Im Kino.

Hier die Tipps, wie Sie Ihren Fotospeicher füllen können: Ziehen Sie den Kulturkampf im Gebirge vor, buchen Sie «Escape from Tibet». Dort können Sie Ihre Freiheitssehnsucht auf über 5000 Metern aufpeppen. Das urlaubliche Weltverbessern macht entschieden mehr Spass, wenn Sie sich keine Blasen holen.

Apropos Blasen: Im Kleinbus unterwegs können Sie in «Hasta la Vista» sein. Mit drei lebensfrohen, handicapierten Männern auf

dem Rücksitz durchqueren Sie Frankreich, mit dem erklärten Ziel, an der spanischen Küste einen Puff zu besuchen – ein Ziel, das nicht so weit von unbehinderten männlichen Traumzielen entfernt scheint, hier aber wesentlich mehr Tiefsinn vermittelt.

Ebenfalls in Spanien können Sie in «Sleep tight» Zeuge sein, wie sich Ihr scheinbar ganz gewöhnliches Wohnhaus in eine Horrorklinik verwandelt. Sie werden sich zum Schluss Ihrer Reise in einen kompletten Irrsinn verwickelt sehen. Dafür brauchen Sie aber nicht sieben schlaflose Nächte in einem abgelegenen Bungalow zu verbringen, wo Sie den Schlüssel viermal hinter sich drehen, wenn Sie nur mal rasch im Zimmer die Sonnencreme holen wollen.

Mögen Sie indische Küche mit persönlicher Atmosphäre, buchen Sie rasch das «Best Exotic Marigold Hotel». Der Blick in die Küche wird Ihnen erspart. Dafür gewähren grossartige Schauspieler einen Blick in ältere Seelen.

Derart ausgerüstet, können Daheimgebliebene den Heimkehrerinnen gelassen entgegensehen. Selbst wenn eine Ihnen ihren vierwöchigen Ferienfilm herunterwedeln will: Sie wissen ja jetzt, wie man sowas auf 90 Minuten zusammenkürzt.

► tageswoche.ch/+azerg

Die «Lichtspiele» von Hansjörg Betschart gibt es auch als Blog auf blogs.tageswoche.ch

Oriental, House, Hip-Hop, R&B, Reggaeton
Hip-Hop, House, Oriental
DJ Dlo
Harrem, Steinentorstr. 26,
Basel. 20 Uhr

Similar Disco
Disco, Electro, House
DJ Similar Disco
Hinterhof, Münchensteinerstr. 81,
Basel. 17 Uhr

Sommerschiff: Tension Festival – Warm Up
House, Minimal
DJs Cristian Tamborini, Fred Licci,
Dominik Auderset
Das Schiff, Westquaistr. 19,
Basel. 23 Uhr

Sonnendeck
DJ Gent
Grenzwert Bar auf dem Sonnendeck,
NT/Areal – Erlenmatte, Basel. 22 Uhr

Sunset Vibes
Café Del Mar, Steinentorstr. 30,
Basel. 22 Uhr

Tropical Bar
SUD, Burgweg 7, Basel. 16 Uhr

Yo! Thats my Shit
Hip-Hop, R&B
DJ Soulchild
Atlantis, Klosterberg 13,
Basel. 23 Uhr

I love Friday
80s, 90s, Mash Up, Partytunes
DJs Intrafic, Fazer, Caiqi, Fix, MC
X-Large
Sprisse Club, Netzbodenstr. 23,
Pratteln. 21 Uhr

JAZZ/KLASSIK

Andrea Wiget & Friends
Adesso!, Hardstrasse 14, Basel. 21 Uhr

Orgelspiel zum Feierabend
Susanne Doll, Basel.
Werke von A. Piazzolla, P. Bruna
Leonhardskirche,
Leonhardskirchplatz, Basel. 18.15 Uhr

DIVERSES

Aktiv im Sommer
Outdoor-Fitness, gratis und ohne
Anmeldung für alle
Gymnastik
Schützenmattpark, Basel. 19 Uhr

Deep Blue Sea
Vernissage von Linda Heydegger und
Udo Theiss. Mit DJ Crownpropeller
Tiki-Bar, Klybeckstrasse 241,
Basel. 21 Uhr

Filmabend
Retour a Goree – Return to Goree
(Musikfilm)
Internetcafé Planet13,
Klybeckstr. 60, Basel. 20.30 Uhr

Als die Autos Laufen lernten ...
Pantheon Basel, Hofackerstr. 72,
Mutzenz. 10 Uhr

Aktiv im Sommer
Outdoor-Fitness, gratis und ohne
Anmeldung für alle
Spring und Gump – für (bei
schlechtem Wetter drinnen) die ganze
Familie
Freizeitzentrum Landauer,
Riehen. 16.30 Uhr

Der Rot-Blau Stuhl – Für Kinder von 8-12 Jahren
Workshop – Ferienprogramm.
Anmeldung und Info unter
workshops@design-museum.ch
Vitra Design Museum,
Charles-Eames-Str. 1,
Weil am Rhein.

SAMSTAG 28.7.2012

AUSSTELLUNGEN

Balzer Art Projects
Sebastian Mejia
Riehentorstr. 14, Basel

Cargo Kultur Bar
Claudia Breuer
St. Johannis-Rheinweg 46, Basel

Cartoonmuseum Basel
Daniel Bosshart / Winsor McCay
St. Alban-Vorstadt 28, Basel

Filter 4 – Culture Affairs
Bruno Streich / Max Grüter
Einfahrt Reservoirstrasse, Basel

Galerie Carzaniga
Lenz Klotz / Paolo Pola
Gemsberg 8, Basel

Galerie Eulenspiegel
Eugen Willi
Gerbergässlein 6, Basel

Galerie Gisèle Linder
Marta Kolendo / Anne Sauser-Hall
Elisabethenstr. 54, Basel

Galerie Karin Sutter
Accrochage
Rebgasse 27, Basel

Galerie Katapult
Edith Konrad / Ismael Lorenzo / Dulio A. Martins / Dominique Vangilbergen / Rosa Weiss
St. Johannis-Vorstadt 36, Basel

Hebel_121
Michael Growe
Hebelstrasse 121, Basel

Kunsthalle Basel
Craigie Horsfield / Paul Sietsema / Vanessa Safavi
Steinenberg 7, Basel

Kunstmuseum Basel
Michael Kalmbach / Panoramen – Vermessene Welten / Renoir St. Alban-Graben 16, Basel

Museum Kleines Klingental
Die Kaserne in Basel. Der Bau und seine Geschichte.
Unterer Rheinweg 26, Basel

Museum Tinguely
Tatin. Neue Kunst für eine neue Welt
Paul Sacher-Anlage 2, Basel

Museum der Kulturen
Schimmernde Alltagskleider – Indigo, Glanz & Falten
Münsterplatz 20, Basel

Museum für Gegenwartskunst
Hilary Lloyd
St. Alban-Rheinweg 60, Basel

Naturhistorisches Museum Basel
Knochenarbeit
Augustinerstrasse 2, Basel

Nicolas Krupp Contemporary Art
Claudio Moser
Rosentalstr. 28, Basel

ParcPavillon auf dem Gellertgut
Gabriela Volanti
Gellertstrasse 35, Basel

Pharmazie-Historisches Museum Basel
Kickstart. Coffein im Blut
Totengässlein 3, Basel

Ramada Plaza Basel
Ina Kunz
Messeplatz 12, Basel

Raum für Kunst, Literatur und Künstlerbücher
John Elsas / Kunst für unterwegs
Totengässlein 5, Basel

S AM – Schweizerisches Architekturmuseum
Der Bau der Gemeinschaft
Steinenberg 7, Basel

Spielzeug Welten Museum
Taufe und vieles mehr
Steinenvorstadt 1, Basel

Stampa
Guido Nussbaum & Ernesto Tatafiore
Spalenberg 2, Basel

Forum Würth Arlesheim
Liebe auf den ersten Blick. Sammlung Würth
Dornwydenweg 11, Arlesheim

Dichter- und Stadtmuseum
Max Schneider
Rathausstr. 30, Liestal

Leibspeise Kräuter-Mozzarella

Endlich wieder Sommerwetter. Die Gelegenheit gilt es zu nutzen für eine kalte Sommervorspeise mit grossem Sauerei-Faktor.

Eigentlich hatten wir in der letzten Woche eher Lust auf unser Gulasch, welches wir euch am 10. Februar vorgestellt hatten. Eine kalte Sommervorspeise bei knapp 15 Grad macht einfach nicht wirklich Spass. Trotzdem konnten wir uns für euch aufraffen. Nun ist das lang ersehnte Azorenhoch ja hier. Unser heutiges Rezept ist ein selbst gemachter Frischkäse und soll dem Mozzarella ähnlich sein. Vielleicht ist es sogar ein ideales Rezept, um den Kindern zu zeigen, wie man Käse (oder so etwas Ähnliches) zubereitet, und einen Sommerferiennachmittag auszufüllen. Denn für unseren Käse benötigen wir ein Mulltuch, dafür eignet sich das «Nuscheli» der Kinder perfekt.

Selbst gemachter Kräuter-Mozzarella:
250g Nature-Joghurt, 2,5dl Rahm und einen Kaffeelöffel Zitronensaft in eine Schüssel geben und vermengen. 1 Liter Milch aufkochen danach unter ständigem Rühren die Joghurt/Rahm-Masse dazuge-

ben. Nochmals aufkochen, sobald sich die Masse scheidet in das Mulltuch geben und in einem Abtropfsieb abtropfen lassen. Salz, Pfeffer und Kräuter nach Wahl dazugeben. So gut wie möglich zu einer Kugel formen und kühl stellen. Mit Tomatensalat oder Ähnlichem servieren.

Dieses Rezept ergibt einen Käselab von der Grösse eines Apfels. Wenn man das Ertrag/Sauerei-Verhältnis herbeizieht, dann sollte man jedoch besser einen «Mozzarella di Bufala Campana» aus einem Spezialitäten-Geschäft kaufen, kommt immer noch billiger. Nur wirts dann wieder schwieriger, der Tochter zu erklären, wie dieser gemacht wird. Das Bild vom fertigen Käse könnt ihr in unserem Blog begutachten:

► tageswoche.ch/+azdiw

Gabriel Tengens und Benjamin Leuzingers «Montagsplausch» finden Sie unter blogs.tageswoche.ch



Ungünstiges Ertrag/Sauerei-Verhältnis, grosser Lerneffekt: selbstgemachter Mozzarella. Foto: zVg

Anzeige

MUSEUM DER KULTUREN BASEL

Ausstellung ab 29. Juni 2012

EXPEDITIONEN
und die Welt im Gepäck

Museum der Kulturen Basel
Münsterplatz 20, CH-4051 Basel
T +41 61 266 56 00, www.mkb.ch

Offen Di-So 10.00-17.00
Jeden ersten Mittwoch im Monat 10.00-20.00

Kunsthalle
Josephine Pryde
Helvetiaplatz, Bern

Kunstmuseum Bern
... die Grenzen überfliegen / Antonio Saura. Die Retrospektive / Zarina Bhimji
Hodlerstr. 12, Bern

Schweizerische Nationalbibliothek Bern
Sapperlot! Mundarten der Schweiz
Halwystr. 15, Bern

Kunsthalle Luzern
Nachrichten aus der Zuckerdose
Löwenplatz 11, Luzern

Kunstmuseum Luzern
Das Atelier. Orte der Produktion / Nouvelles boîtes!
Europaplatz 1 (KKL Level K), Luzern

Kunsthau Zürich
Adrian Zingg / Aristide Maillol / Deftig Barock. Von Cattelan bis Zurbarán / Rosa Barba
Heimplatz 1, Zürich

Landesmuseum Zürich
Postmodernism. Style and Subversion 1970-1990
Museumsstr. 2, Zürich

Museum Bellerive
Entfesselt – Schmuck ohne Grenzen
Höschgasse 3, Zürich

Museum Rietberg Zürich
Die Schönheit des Augenblicks / Götterwelten / Streetparade der Götter
Gablerstr. 15, Zürich

Museum für Gestaltung Zürich
Christian Schwager / Endstation Meer? Das Plastikmüll-Projekt / Freitag – Out of the Bag
Ausstellungsstr. 60, Zürich

Völkerkundemuseum der Universität Zürich
Man muss eben alles sammeln
Pelikanstr. 40, Zürich

THEATER

Kasperli rettet das Königreich
Märli-Theater von Eugen Urfer
Parkrestaurant Lange Erlen, Erlenparkweg 55, Basel. 15 Uhr

Dr Zauberer vo Oz
Theater Arlecchino
Arena im Park im Grünen, Münchenstein. 15 Uhr

Anzeige

THEATER BASEL

— www.theater-basel.ch —

Museum.BL
293 Silbermünzen – Der Keltenschatz von Füllinsdorf / 3, 2, 1... Start! Einmal Weitaal und zurück / Bschiess! Wie wir einander auf den Leim gehen
Zeughausplatz 28, Liestal

Museum am Burghof
Das Bild vom Bild
Basler Strasse 143, Lössrach

Haus für elektronische Künste Basel
Gateways. Kunst und vernetzte Kultur
Oslostr. 10, Münchenstein

Fondation Beyeler
Jeff Koons / Philippe Parreno
Baselstr. 101, Riehen

Galerie Henze & Ketterer & Triebold
Kirchner
Wettsteinstr. 4, Riehen

Galerie Mollwo
Künstlerinnen und Künstler der Galerie / OUTDOOR 12 – Skulpturen im Freien
Gartengasse 10, Riehen

Vitra Design Museum
Confrontations / Gerrit Rietveld
Charles-Eames-Str. 1, Weil am Rhein

Aargauer Kunsthaus
Caravan 2/2012: Niklaus Wenger / Kris Martin / Lichtsensibel
Aargauerplatz, Aarau

POP/ROCK

Der sechste KulturSommer auf dem Gellertgut

Festival
«Unterwegs...» mit Baro Drom (Grosse Reise). Traditionelle Zigeunermusik im Austausch mit Jazz, Klassik, Latin.
ParcPavillon auf dem Gellertgut, Gellertstrasse 35, Basel. 20 Uhr

ImFluss 2012

Festival
Giacun Schmid
Kulturfluss am Basler Rheinufer, Basel. 21 Uhr

Stimmen 2012

Festival
Barbatuques, Yemen Blues
Rosenfelspark, Köchlinstrasse, Lörrach. 20 Uhr

Blue Balls Festival 12

Mike Bartlett
KKL, Europaplatz 1, Luzern. 18 Uhr
Pablopolar, Jukebox the Ghost
Pavillon, Luzern. 18 Uhr
David Philips, Enneri Blaka
Hotel Schweizerhof, Schweizerhofquai 3a, Luzern. 18 Uhr
Most Of The Time
KKL, Europaplatz 1, Luzern. 19.30 Uhr
Antony and the Johnsons and 21st Century Orchestra
KKL, Europaplatz 1, Luzern. 20 Uhr
Gentleman. Support: Hollie Cook
KKL, Europaplatz 1, Luzern. 20.30 Uhr

PARTY

Beat it!

80s, 90s
DJ Jean Luc Piccard
Atlantis, Klosterberg 13, Basel. 23 Uhr

DJ La Febbre

Open Format
Hinterhof, Münchensteinerstr. 81, Basel. 17 Uhr

Fashionista

House
EXcellent Clubbing Lounge, Binningerstr. 7, Basel. 23 Uhr

Freaks @ Work

House
DJs Fred Lioci, Cristian Tamborini, Aoide
Bar Rouge, Messeplatz 10, Basel. 22 Uhr

Fukuro N°2 Meets

Klasse Recordings
House
Live: Heval
DJs Luca Lozano, Sacha Robotti, Pablo Einzig, Rearre, Dani Nydegger
Hinterhof, Münchensteinerstr. 81, Basel. 23 Uhr

Happy Moves @ Sicht-Bar Lounge

Blindekuh, Dornacherstr. 192, Basel. 21 Uhr

I Like

Hip-Hop, R&B, Urban
DJ G-Style
Singerhaus, Am Marktplatz 34, Basel. 23 Uhr

Ida Enberg

House, Minimal, Tribal
DJs Ida Enberg, Danielson, Norbert. to, Oliver Aden, Luis Cruz, Luis Rodrigues, Groovebrotherz, Tox, El Rino, Marcow, Dave And Dave
Borderline, Hagenaustr. 29, Basel. 22 Uhr

Jumpoff

Dancehall, Hip-Hop, R&B
DJs Tray, Sir Jai, Philly
Kuppel, Binningerstr. 14, Basel. 23 Uhr

Kultwerk #38 Harry Potter

In der realen Welt wäre die Schulzeit noch nicht vorbei: Harry Potter wird diesen Sommer 15 Jahre alt. *Von Karen N. Gerig*



Kleiner Zauberer vor der Eroberung der Welt: Harry Potter und seine Eule Hedwig. Foto: zVg

Am Schluss hatte er es geschafft: Der oberböse Fiesling Voldemort war besiegt, die Welt wieder licht und heil und er, der dies alles vollbracht hatte, erwachsen. Harry Potter, der ewige Zauberlehrling, war nach sieben Schuljahren, nach sieben Abenteuern und Hunderten von Buchseiten im Sommer 2007 endlich kein Novize mehr. Stattdessen brachte er als fast schon ergrauter Vater seinen Sohn zum Hogwarts-Express, auf dass dieser nun die Zauberkunst so richtig erlerne. Und Millionen Leser und Leserinnen weltweit heulten dicke Tränen, weil damit das Kapitel «Harry Potter» ein Ende nahm – zumindest in Buchform.

Gab es jemals um ein Buch einen solchen Kult wie um die «Harry Potter»-Bücher? Wir erinnern uns gut daran, denn so lange ist es noch nicht her: Nächtelang standen die Fans in Zaubererumhängen und mit spitzen Hüten verkleidet vor Buchhandlungen an, um zu den Ersten zu gehören, die einen Blick in einen jeweils neuen Band werfen konnten. Verkleidete Harrys fanden sich auch auf diversen Maskenveranstaltungen weltweit immer wieder. Zeitungen, Internetmedien und Fernsehen berichteten in regelmässigen Abständen tagelang von kaum etwas anderem. Kinder gaben Harry Potter als ihren Lieblingshelden an – Pippi Langstrumpf hatte ausgedient. Und: Endlich würden die Kinder wieder lesen und nicht nur vor dem TV rumgammeln, jubilierten einige Erwachsene. Freiwillig, mit Freude, und erst noch so richtig dicke Schmöcker!

Doch nicht nur Kinder liebten (und lieben noch) den Jungen mit den runden Brillengläsern und der Narbe auf der Stirn. Zu Harrys Fangemeinde zähl(t)en wohl ebenso viele Erwachsene. Und manch einer, der über diesen Kommerzkult fluchte, warf irgendwann doch einen neugierigen Blick in eines der

Bücher und fand sich möglicherweise gar doch bekehrt. Denn, seien wir ehrlich: Harry Potters Welt hat etwas Magisches. Da fliegen nicht nur Besen, sondern Eulen als Briefträger durch die Lüfte. Häuser verschieben sich, um den Weg ins Reich der Zauberer freizugeben. Drachen sind nicht ausgestorben, ebenso wenig Einhörner. Es gibt Süssigkeiten, die – wenn man beim Aussuchen Pech hat – nach Erbrochenem oder Nasenpopel schmecken. Butterbier. Sprechende Hüte. Zaubertränke. Und vieles, vieles mehr.

Und, nicht zu vergessen, es gibt eine spannende Geschichte, die sich über sieben Bücher erstreckt. Und in ihrem Zentrum einen zu Beginn kleinen Jungen, der über die Jahre zum Helden wird. Für Kinder die perfekte Mischung. Da hätte es die Verfilmungen und den ganzen Konsumtand darum herum gar nicht gebraucht. Zumindest in dieser Hinsicht haben die (erwachsenen) Kritiker absolut recht.

► tageswoche.ch/+azdj

In dieser Rubrik stellen wir jeweils ein Kultwerk vor, das in keiner Sammlung fehlen sollte.

Joanne K. Rowling

Sie hatte wirklich Glück, dass ihr die Figur Harry Potter einfiel, die britische Autorin. Denn der kleine Junge mit Brille machte die einst mausarme Hausfrau zur Milliardärin. Was sie seither schrieb, vermochte den potterschen Wirbel in keiner Weise zu wiederholen – und es ist anzunehmen, dass dem so bleiben wird.



Latino Night DJ Flow

Hip-Hop, Latin, Merengue
Dancing Plaza Club, Riehenering 45, Basel. 22 Uhr

Oriental, House,

Hip-Hop, R&B, Reggaeton
Hip-Hop, House, Oriental
DJ Dlo
Harrem, Steinentorstr. 26, Basel. 20 Uhr

Random

Drum'n'Bass, Dubstep
DJs L. Plus, Qbig, Pat, Blasted Mind, MC Reso
Sommercasino, Münchensteinstr. 1, Basel. 22 Uhr

Salsa from Havana to New York

Salsa
DJ Samy
Allegra, Aeschengraben 31, Basel. 22 Uhr

Sommerschiff: Ship Wreck

Alternative, Electro, Mash Up
DJs Larry King, Bobby Heenan, Kingkongs
Das Schiff, Westquaistr. 19, Basel. 23 Uhr

Sonnendeck

DJ Muddy River Ya Yas & Sonoflono
Grenzwert Bar auf dem Sonnendeck, NT/Areal – Erlenmatte, Basel. 22 Uhr

Soulsation

Café Del Mar, Steinentorstr. 30, Basel. 22 Uhr

The Mojoknights

Open Format
DJ The Mojoknights
Acqua-Lounge, Binningerstr. 14, Basel. 17 Uhr

Tropical Bar

SUD, Burgweg 7, Basel. 16 Uhr

Party Total

80s, 90s, Mash Up, Partytunes
DJs Caipli, Fix, Intrafic, Fazer, MC X-Large
Sprisse Club, Netzbodenstr. 23, Pratteln. 21 Uhr

DIVERSES

Mit Sang und Klang.

Das musikalische Basel zum Hören und Erleben
Frauenstadtdungang. Ab 5 Personen. Nicht nur für Frauen!
Treffpunkt: Peterskirche, Basel. 14 Uhr

Als die Autos Laufen lernten ...

Pantheon Basel, Hofackerstr. 72, Muttenz. 10 Uhr

SONNTAG

29.7.2012

AUSSTELLUNGEN

Anatomisches Museum

der Universität Basel
Unerwünschte Gäste
Pestalozzistr. 20, Basel

Cargo Kultur Bar

Claudia Breuer
St. Johans-Rheinweg 46, Basel

Cartoonmuseum Basel

Daniel Bosshart / Winsor McCay
St. Alban-Vorstadt 28, Basel

Galerie Karin Sutter

Accrochage
Rebgasse 27, Basel

Kunsthalle Basel

Craigie Horsfield / Paul Sietsema / Vanessa Safavi
Steinberg 7, Basel

SONNTAG
29.7.2012

Kunstmuseum Basel
Michael Kalmbach / Panoramen
– Vermessene Welten / Renoir
St. Alban-Graben 16, Basel

Museum Kleines Klingental
Die Kaserne in Basel. Der Bau und seine Geschichte.
Unterer Rheinweg 26, Basel

Museum Tinguely
Tatlin. Neue Kunst für eine neue Welt
Paul Sacher-Anlage 2, Basel

Museum der Kulturen
Schimmernde Alltagskleider
– Indigo, Glanz & Falten
Münsterplatz 20, Basel

Museum für Gegenwartskunst
Hilary Lloyd
St. Alban-Rheinweg 60, Basel

Naturhistorisches Museum Basel
Knochenarbeit
Augustinerstrasse 2, Basel

ParcPavillon auf dem Gellertgut
Gabriela Volanti
Gellertstrasse 35, Basel

Ramada Plaza Basel
Ina Kunz
Messeplatz 12, Basel

S AM – Schweizerisches Architekturmuseum
Der Bau der Gemeinschaft
Steinberg 7, Basel

Spielzeug Welten Museum
Taufe und vieles mehr
Steinenvorstadt 1, Basel

Forum Würth Arlesheim
Liebe auf den ersten Blick.
Sammlung Würth
Dornwidenweg 11, Arlesheim

Dichter- und Stadtmuseum
Max Schneider
Rathausstr. 30, Liestal

Museum.BL
293 Silbermünzen – Der Keltenschatz von Füllinsdorf / 3, 2, 1... Start! Einmal Weltalt und zurück / Bschiss! Wie wir einander auf den Leim gehen
Zeughausplatz 28, Liestal

Museum am Burghof
Das Bild vom Bild
Basler Strasse 143, Lössrach

Haus für elektronische Künste Basel
Gateways. Kunst und vernetzte Kultur
Oslostr. 10, Münchenstein

Fondation Beyeler
Jeff Koons / Philippe Parreno
Baselstr. 101, Riehen

Galerie Mollwo
Outdoor 12 – Skulpturen im Freien
Gartengasse 10, Riehen

Vitra Design Museum
Confrontations / Gerrit Rietveld
Charles-Eames-Str. 1, Weil am Rhein

Aargauer Kunsthaut
Caravan 2/2012: Niklaus Wenger / Kris Martin / Lichtsensibel
Aargauerplatz, Aarau

Kunsthalle
Josephine Pryde
Helvetiaplatz, Bern

Kunstmuseum Bern
... die Grenzen überfliegen / Antonio Saura. Die Retrospektive / Zarina Bhimji
Hodlerstr. 12, Bern

Zentrum Paul Klee
Sigmar Polke und Paul Klee
Monument im Fruchtländ 3, Bern

Wochenendlich in Innsbruck

Ein Besuch im Tirol lohnt sich nicht nur, um mal wieder Alpenluft zu schnuppern. *Von Noëmi Kern*



Lieber die Aussicht von oben geniessen, als die Schanze testen. Fotos: Noëmi Kern

Eine Stadt, so gross wie Basel, und das in den Alpen – so etwas gibt es nicht in der Schweiz. In Innsbruck begegnen sich der Prunk der Kaiserzeit, das Unileben und Bergsport aller Art im Sommer und Winter.

Etwas olympische Luft schnuppere ich beim Besuch der Skisprungschanze Bergisel, entworfen von der in Basel bestens bekannten Architektin Zaha Hadid. Der Blick von dort oben ist atemberaubend. Vor allem, wenn man sich auf die Plattform oberhalb des Anlaufs begibt, von der aus Simon Ammann und Co. runtersausen, bevor sie fliegen. Nein, da hinunter brächten mich keine zehn Pferde! Lieber geniess ich das Panorama auf die Bergspitzen der Nordkette und fahre mit dem Lift wieder runter.

Am Nachmittag bleibt dann genügend Zeit für einen Stadtbummel. Die Innsbrucker Altstadt ist gut zu Fuss zu erkunden und bietet allerhand Sehenswürdigkeiten und Shoppingmöglichkeiten.

Berühmteste Touristenattraktion ist das Goldene Dachl. Dieses ist leider eingerüstet und mit einer Plane verdeckt. Damit das Fotomotiv dennoch vorhanden ist, wurde die Plane mit einem Bild des versteckten Dachl bedruckt.

Es ist heiss an diesem Samstagnachmittag, und deswegen kommt die Gelateria Amorino neben dem Dachl gerade recht. Hier bezahlt man nicht die Anzahl Kugeln, sondern die Grösse der Glace und kann dafür so viele Sorten wählen, wie man möchte. Dabei muss ich schnell sein beim Aufzählen der gewünschten Sorten. Nur ein kurzes Zögern und der Angestellte fragt sofort: «Und was noch?» Ich bekomme eine Glace, die aussieht wie eine Blume, angefertigt mit italienischer Technik. Und das Eis schmeckt köstlich!

Als ich mich vor dem nahenden Gewitter in Sicherheit bringen will, bemerke ich eine Menschenmenge auf einem kleinen Platz und gessele mich dazu: Auf einer fahrbaren Bühne präsentieren drei Typen eine Collage aller Stücke William Shakespeares, was

unglaublich lustig ist. Dafür nehme ich das Nasswerden gerne in Kauf.

Am Sonntagmorgen ist das Wetter wieder prächtig. Und so verzichte ich auf einen Besuch in einem der zahlreichen Innsbrucker Museen und mache einen Ausflug in die Berge. Mit dem Bus fahre ich vom Zentrum nach Hungerburg. Das Dorf liegt auf einem Plateau in der Nordkette auf 860 Meter über Meer.

Schon von hier aus ist der Blick über das Tal und die umliegenden Berge toll, doch ich will höher hinaus. Eine Seilbahn würde die gut 1000 Höhenmeter in wenigen Minuten zurücklegen, ich mache mich aber zu Fuss auf den Weg – und komme mächtig ins Schwitzen. Doch die Strapazen werden belohnt: Von oben hat man einen sensationellen Weitblick und zudem das befriedigende Gefühl nach überstandener Anstrengung.

Auf der Terrasse der Bergrestaurants Seegrube erfrische ich mich mit einem Almdudler, jenem typisch österreichischen Süssgetränk aus Kräutern. Für Unterhaltung sorgen die beiden Mountainbiker, die sich auf die steile Strecke ins Tal wagen. Begleitet wird das Schauspiel vom Livekommentar der Einheimischen am Nebentisch. Das ist zusätzlich erheiternd.

Den Abstieg erspare ich mir und meinen Knien und nehme die Gondel zurück nach Hungerburg. Nun ist es Zeit für eine erfrischende Dusche.

► tageswoche.ch/+azdiik

Anbeissen: Italienisches Gelato: www.amorino.com

Anschauen: Sprungschanze Bergisel
Ausspannen: Restaurant Seegrube: www.seegrube.at

Ausgeben: Innsbrucks Innenstadt bietet allerlei Gelegenheiten zum Shoppen.

Weitere Fotos und Adressen sowie eine übersichtliche Karte finden Sie online auf tageswoche.ch, indem Sie den grünen Webcode im Suchfeld eingeben.

Kunsthalle Luzern
Nachrichten aus der Zuckerdose
Löwenplatz 11, Luzern

Kunstmuseum Luzern
Das Atelier. Orte der Produktion / Nouvelles boîtes!
Europaplatz 1 (KKL Level K), Luzern

Haus Konstruktiv
Klaus Lutz / Visionäre
Sammlung Vol. 18
Selnaustr. 25, Zürich

Kunsthaut Zürich
Adrian Zingg / Aristide Maillol / Deftig Barock. Von Cattelan bis Zurbarán / Rosa Barba
Heimplatz 1, Zürich

Landesmuseum Zürich
Postmodernism. Style and Subversion 1970–1990
Museumstr. 2, Zürich

Museum Bellerive
Entfesselt – Schmuck ohne Grenzen
Höschgasse 3, Zürich

Museum Rietberg Zürich
Die Schönheit des Augenblicks / Götterwelten / Streetparade der Götter
Gablerstr. 15, Zürich

Museum für Gestaltung Zürich
Christian Schwager / Endstation Meer? Das Plastikmüll-Projekt / Freitag – Out of the Bag
Ausstellungsstr. 60, Zürich

Völkerkundemuseum der Universität Zürich
Man muss eben alles sammeln
Pelikanstr. 40, Zürich

THEATER

Kasperli rettet das Königreich
Märli-Theater von Eugen Urfer
Parkrestaurant Lange Erlen, Erlenparkweg 55, Basel. 15 Uhr

Dr Zauberer vo Oz
Theater Arlecchino
Arena im Park im Grünen, Münchenstein. 15 Uhr

PARTY

Der perfekte Sonntag
Ambient, House
DJs Chris Air, Thom Monn
Hinterhof, Münchensteinerstr. 81, Basel. 17 Uhr

Latino Night DJ Flow
Hip-Hop, Latin, Merengue
Dancing Plaza Club, Riehenring 45, Basel. 22 Uhr

Sunday Grooves
Open Format
Kult Basel, Steinentorstr. 35, Basel. 21 Uhr

Tango Schnupperkurs «Tango 1900»
Latin
DJ Mathis
Tanzpalast, Güterstr. 82, Basel. 19 Uhr

Tango Sonntagsmilonga
Latin
DJ Michael
Tanzpalast, Güterstr. 82, Basel. 20.30 Uhr

DIVERSES

Künstlergespräch
Kunstaussstellung Gabriela Volanti
ParcPavillon auf dem Gellertgut, Gellertstrasse 35, Basel. 11 Uhr

Als die Autos Laufen lernten ...
Pantheon Basel, Hofackerstr. 72, Muttenz. 10 Uhr

Führung
Haus für elektronische Künste Basel, Oslostr. 10, Münchenstein. 15 Uhr



Und plötzlich wurde der Pneu zum Krokodil: Rundumkünstler und Witzbold Kaspar Fischer, wie er lebte und lebte (September 1972).

Aus dem Fotoarchiv
von Kurt Wyss

Im Schlund des Krokodils

Der Zürcher Kaspar Fischer (1938–2000) war ein Multitalent: Maler, Schauspieler, Autor, Kabarettist – und vor allem ein Spassvogel mit philosophischem Tiefgang. *Von Georg Kreis*

Ein Spiel mit unseren Assoziationen: das heisst mit dem, was wir auf den ersten und dann auf den zweiten Blick wahrnehmen. Auf den ersten Blick ist es in diesem Fall ein Mann, der seinen Kopf im Mund eines Krokodils hat. Der zweite Blick zeigt, dass das «Krokodil» ein Arrangement aus Autopneus ist. Wenn wir einen dritten Blick haben, dann kann dieser der Feststellung dienen, dass dieser Mann lacht, während er, im Schlund des Krokodils liegend, doch entsetzt sein sollte.

Ein weiterer Blick kann dem darum herum still und heimlich spriessenden Gras gelten, dessen leises Wachsen wir auch bei genauem Hinhören nicht wahrnehmen können. Es ist zusammen mit den abgewetzten Pneus am 9. September 1972 in Uerzlikon (Kanton Zürich am Albis) aufgenommen worden. Kunst im Gras: ein Kontrast zwischen künstlerischem Happening und natürlicher Ewigkeit. Ein Kontrast, den nur wir zusammen mit dem Fotografen wahrnehmen können, nicht aber der Mann, der in die Kamera blickt. Der lachende Männerkopf gehört Kaspar Fischer.

Kaspar Fischer war, wie man einem ihm gewidmeten Buch von Thomas Bodmer in der «Neuen Zürcher Zeitung» («Untierhaltung. Das Gesamtkunstwerk Kaspar Fischer», Verlag NZZ, 2001) entnehmen kann, ein subversiver Kinds-kopf: «Nichts war eindeutig bei ihm, nichts von

sicherem Bestand, sondern alles war wandelbar; mühsam aufgebaute Identitäten zerfielen in Einzelteile, die neu kombiniert wurden, um dann erneut zu zerfallen.» Ein sicheres/unsicheres Leben im Rachen des «Krikidols».

Erst der fünfte Blick fällt auf den kleinen Punkt, der bei uns überhaupt ausmacht, dass wir schnell und unbewusst den Pneu als Krokodil erkennen. Wir sehen, dass das fingierte Biest ein Auge hat.

**«Nichts war eindeutig,
nichts von sicherem
Bestand, alles
war wandelbar.»**

Kaspar Fischer war ein Tausendsassa, ein Spassvogel, ein Schalk, ein feiner Witzbold, ein Narr. Und dies mit den Mitteln der Kunst in vielen Disziplinen – von der Malerei über das Modellieren zum absurden Theater, ein Rundumkünstler, ein Multitalent, ein Prachtsexemplar des ewig spielenden Wesens, des Homo ludens. Was eine zentrale Eigenheit des Menschseins ausmacht, ja dessen Voraussetzung ist. Das Krokodil kann nicht spielen und versteht keinen Spass. Spielen kann nur der Mensch. [✉ tageswoche.ch/+azavj](mailto:tageswoche.ch/+azavj)

